

Wolfgang Hilbig

Wolfgang Hilbig, geboren am 31.8.1941 in Meuselwitz (bei Leipzig) im sächsischen Braunkohlerevier. Sein Vater starb vor Stalingrad, die Mutter konnte den Sohn nicht allein durchbringen. Er wuchs im Haus des analphabetischen Großvaters, eines Bergmanns, auf. Nach achtjähriger Volksschule absolvierte Hilbig eine Lehre als Bohrwerkdreher und wurde bald danach zur Volksarmee einberufen. Später war er als Heizer in Meuselwitz tätig. 1967/68 delegierte ihn sein Betrieb zu einem ‚Zirkel schreibender Arbeiter‘; Hilbig nahm auch an Lyrikseminaren für die DDR-Arbeiterfestspiele teil. Er fiel wegen seiner politischen und dichterischen Vorstellungen auf. In den folgenden Jahren wechselte er häufig Beruf und Wohnort; brachte sich als Werkzeugmacher, als Erdarbeiter, Außenmonteur, Hilfsschlosser und als Aufräumer in einer Ausflugsgaststätte durch. 1970 kehrte er nach Meuselwitz zurück und arbeitete wieder als Heizer. Tramptouren führten ihn durch Polen und die ČSSR. 1978 wurde Hilbig für einige Wochen von der Staatssicherheit verhaftet; vorgeworfen wurde ihm seine erste Westpublikation. Das Verfahren führte zu einer Verurteilung wegen ‚Devisenvergehens‘. Danach häufiger Wohnsitzwechsel (u.a. Berlin) und zunächst wieder Tätigkeit als Heizer. Seit 1979 arbeitet er nur noch als Schriftsteller. 1985 siedelte Wolfgang Hilbig in die Bundesrepublik über. Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt, des PEN-Zentrums der Bundesrepublik Deutschland. Poetikdozentur der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt/M. im Sommersemester 1995, Stadtschreiber von Bergen-Enkheim (ab August 2001). Hilbig lebte als Erzähler, Lyriker und Essayist in Edenkoben/Rheinland-Pfalz und zuletzt in Berlin. Er starb am 2.6.2007 in Berlin an Krebs.

* 31. August 1941

† 2. Juni 2007

von Harro Zimmermann

Preise

Preise: Brüder-Grimm-Preis der Stadt Hanau (1983); Förderpreis der Akademie der Künste Berlin (1985); Literaturpreis Kranich mit dem Stein (1987); Ingeborg-Bachmann-Preis (1989); Berliner Literaturpreis (1992); Brandenburgischer Literaturpreis (1993); Literaturpreis der Freien Hansestadt Bremen (1994); Ehrenpreis der Deutschen Schiller-Stiftung Weimar (1996); Fontane-Preis der Stadt Berlin (1997); Hans-Erich-Nossack-Preis (1999); Lessing-Preis des Freistaates Sachsen (1997); Peter-Huchel-Preis (2002); Georg-Büchner-Preis (2002); Walter-Bauer-Literaturpreis (2002); Erwin-Strittmatter-Preis (2006).

Essay

Wenn man beim Auftritt des damals in der DDR lebenden Schriftstellers Wolfgang Hilbig einigen Auguren der deutschen Literaturkritik Vertrauen schenken durfte, dann gab es mit ihm wieder einen „Dichter“. Da wurden Vergleiche zu Trakl, Heym und Kafka gezogen, da war von einem hoffnungsvollen „Erben“ der Romantik, des Expressionismus und

Symbolismus die Rede, dessen Gedichte zum Besten zählten, „was die deutsche Lyrik in den letzten 20, 30 Jahren hervorgebracht“ (Karl Corino) habe, und da zog Franz Fühmann alle Register einer kollegialen Hymnik: Hilbig sei ein Dichter, der „mit der Wucht der Elemente wie mit der von Haar und Traum umgeht und die Würde der Gattung Mensch auch in der Latrinenlandschaft bewahrt; ein großes Kind, das mit Meeren spielt; ein Trunkener, der Arm in Arm mit Rimbaud und Novalis aus dem Kesselhaus durch die Tagbauwüste in ein Auenholz zieht, dort Gedichte zu träumen, darin Traum und Alltag im Vers sich vereinen“. Ein „Hölderlin aus Sachsen“ also?

Wie immer man diese emphatischen Voten aus dem Abstand auch beurteilen mag, dem Lyriker, Erzähler und Essayisten Wolfgang Hilbig gebührte ohne Frage ein besonderer Platz unter den jüngeren Autoren der damaligen DDR. Dies nicht etwa, weil sein Werk eine geradezu ideale Realisation des ‚Bitterfelder Weges‘ darstellte, jener kulturpolitischen Offensive in der DDR, die dem Kumpel den Griff zur Feder nahelegen wollte; sondern weil er in bewundernswerter Weise den Schritt aus ‚sprachlosen‘ Arbeitsverhältnissen in die abstrakten Höhen avantgardistischer Literatur gewagt hatte. Die Faszination, die Hilbigs Arbeiten in seinem (damals fast nur westlichen) Publikum auslösten, beruhte vor allem darauf, dass er in der Auseinandersetzung mit den Lebensverhältnissen in der DDR Irritationen, Ängste, Identitäts- und Schreibnöte spürbar gemacht hatte, wie man sie eigentlich nur von den avanciertesten Vertretern ‚westlicher‘ Literatur kannte. Bei Hilbig war mehr zu entdecken als die ‚realistische‘ Erkundung des sozialistischen Alltags.

Dabei war man in der Bundesrepublik nur zufällig mit Hilbigs Arbeiten, zuerst mit seiner Lyrik, bekannt geworden. 1978 gelangten einige Gedichte durch die von Wilfried Ahrens herausgegebene Anthologie „Hilferufe von drüben“ und die Zeitschrift „L’76“ (Nr. 10) in die Bundesrepublik. Der noch unbekannte Autor aus der DDR fand Anerkennung, und der S.Fischer Verlag gewann ihn als Autor. Nachdem Hilbig in der DDR von allen Verlagen abgelehnt worden war, konnte in der Bundesrepublik bald sein erster Lyrikband erscheinen: „abwesenheit“ (1979). Die DDR-Behörden reagierten gereizt. Hilbig wurde für einige Wochen inhaftiert und wegen ‚Devisenvergehens‘ mit einer empfindlichen Geldstrafe belegt. Aber sein Name war im Gespräch. Nicht zuletzt trug eine Sendung im Hessischen Rundfunk dazu bei, dass der Autor recht glimpflich davon kam. 1980 machte sich Franz Fühmann zum begeisterten Fürsprecher des jungen Schriftstellers, und für viele überraschend druckte die Zeitschrift „Sinn und Form“ im gleichen Jahr acht ausgewählte Gedichte Hilbigs ab. Freilich selektierte man scharf, was dann auch in der Auswahlammlung von Gedichten und Prosa Hilbigs, die der Leipziger Reclam-Verlag Ende 1983 unter dem Titel „Stimme Stimme“ herausgab, deutlich wurde. Offenkundig sahen sich die DDR-Kulturbehörden im Zugzwang. Die westdeutsche Öffentlichkeit war einhellig auf seiten des jungen Autors, im November 1983 verlieh ihm die Stadt Hanau den Brüder-Grimm-Preis, den Hilbig sogar persönlich entgegennehmen durfte.

Seither erschienen ein erster Band mit Prosaarbeiten „Unterm Neomond“ (1982), einige Erzählungen in Sammelbänden und Anthologien, das umfängliche Buch „Der Brief“ (1985), der Gedichtband „die versprengung“ (1986) und die fünf Prosastücke „Die Territorien der Seele“ (1986). Von einschneidenden Sanktionen sahen die DDR-Behörden weitgehend ab;

allerdings durfte Hilbig den Förderpreis der Akademie der Künste Berlin nicht selbst in Empfang nehmen.

In den beiden Büchern „Stimme Stimme“ und „abwesenheit“, in denen vor allem der Lyriker Hilbig zu Wort kommt, erkannten schon seine ersten Kritiker eine eigenwillige Formen- und Motivsprache, eine ästhetische Suggestionskraft, die man von einem ‚Arbeiterschriftsteller‘ kaum erwartet hatte.

In beiden Bänden setzt der Autor bereits wesentliche Akzente seines Schreibens. Da gibt es keinerlei Rücksichtnahme auf Kulturprogrammatisches, keinen bemühten Realismus der Produktionssphäre, sondern quälende Psychogramme eines Unterprivilegierten, verstörende Wirklichkeitsbilder, apokalyptische Visionen. Um eine höchst gefährdete Realität im doppelten Sinn geht es: um ihre soziale (Sinn-)Zerstörung und um die wachsende Unfähigkeit der Individuen, aus ihrer Wort- und Verständnislosigkeit, aus ihrer „Schwärze“, aus ihrer „abwesenheit“ von der Wirklichkeit auszubrechen. Hilbigs rückhaltlose Offenheit gegenüber seinen Enttäuschungen, Ängsten und Obsessionen, gegenüber Gesellschaft und Staat, mußten dabei ebenso überraschen wie die hohe Kunstfertigkeit dieses Lyrikers. Er verfügt über sprachliche und stilistische Sicherheit in verschiedensten Formen: im Sonett wie in der freirhythmischen Hymnen- oder Odenform, im episierenden Gedicht ebenso wie im sanften idyllischen oder elegischen Genre. Da waren Verse und ausladende Gedichtkonstruktionen entstanden in sorgsamer Kompositorik, eine inversiv bewegte Sprache, asyndetisch und anaphorisch in Spannung gesetzt, mit kühnen Synästhesien durchwoben, an bizarren Bildern, Metaphern und Wortfügungen überreich. Die „verwirrung/in worte zu kleiden/hab ich/das schreiende amt/übernommen“, heißt es in Hilbigs Gedicht „bewußtsein“. Den vielfältigen Gewaltformen einer Sinne und Verstand aufzehrenden Wirklichkeit will sich diese Poesie entgegenstellen. Da erstehen drastische Bilder des Lebens im sächsischen Bergbaurevier, da geht es um die Bedrohung der natürlichen und kulturellen Umwelt, um Szenen der eigenen proletarischen Biographie, um eruptive Ausbrüche des Selbsthasses, der Selbstverachtung und Abrechnung, um rauschhafte Alpträume, elementare Erfahrungen der Liebe, der Zeit, des Vergessens.

Daß der Reclam-Verlag bei der Herausgabe von „Stimme Stimme“ sorgfältig auf eine entschärfende Textauswahl bedacht war, scheint demnach verständlich. Hier meldete sich ein Autor zu Wort, der in seiner realsozialistischen Wirklichkeit die gleichen ‚Beschädigungen‘ davontrug wie seine Kollegen im westlichen Kapitalismus. An der Ernsthaftigkeit, am existentiellen Überdruck dieser Lyrik, konnte man gerade in der DDR nicht zweifeln. Was Wunder, wenn Hilbig auch seinen Erzählungsband „Unterm Neomond“ (1982) nur in der Bundesrepublik publizieren konnte. Mit diesem Buch erwies sich der Lyriker gleichermaßen als bemerkenswerter Erzähler. „Unterm Neomond“ versammelt sehr unterschiedlich gestaltete Geschichten aus der Zeit von 1968 bis 1980, die die rasche Entfaltung eines ungewöhnlichen Talents unter Beweis stellten.

In den frühen Erzählungen aus der Zeit bis 1973 zeigt sich der junge Autor in deutlich erkennbaren Schreibnöten. Sein ursprünglicher Ton war ohne Zweifel der lyrische, und so prägt seine Geschichten eine fast überpointierte Bildsprachlichkeit und ein pathetischer Kompressionsstil. Elegische bis grell

expressionistisch bemühte Stilübungen und poetische Figuren überformen die authentische Erfahrung, die atmende Wirklichkeitsfülle, der Hilbig hier nahekommen möchte. Ineinander verschwimmende Seelen- und Wirklichkeitslandschaften, Dämmerbilder sind es, in die der Autor sein anarchisches Aufbegehren, seine Ruhelosigkeit, seine Fluchten aus dem Alltags- und Berufsleben einkleidet: ein Unbehauster im sozialistischen Kollektiv, für den Wirklichkeit und Alptraum ineinander übergehen, der Ruhe nur im vorzivilisatorischen Raum der Natur finden kann.

Anders in den späteren Erzählungen. Hier fallen wirklichkeitsnahe, scharf konturierte Schlaglichter auf zwei auch in der DDR unterbelichtete Lebenssphären: auf die Situation in den Gefängnissen und in der betrieblichen Arbeitswelt. Hilbigs autobiographisch inspirierter Prosa gelingt es nun, ihre Gegenstände aufzuschließen, mikrologisch erzählend oder essayistisch reflektierend ein erregendes Wirklichkeitsambiente herzustellen. Schon die an Kafkas Parabolik erinnernde Erzählung „Er“ (1973), eine düster-groteske Überwachungs- und Verhaftungsszene in einem gewaltträchtigen „System“, dokumentiert Hilbigs zunehmende Fähigkeit, der ehemals überbordenden Bildsprache Herr zu werden.

Den endgültigen Beweis, daß er eine kalkulierte, wirklichkeitsgesättigte Prosa schreiben kann, liefert der Autor indes mit „Die Arbeiter. Ein Essai“ (1975), eine wegen ihrer gelungenen Synthese von Erzählung und Reflexion vielfach gelobte Dichtung. Der als „Heizer“ tätige Erzähler, Objekt der Arbeitsverhältnisse ebenso wie Subjekt des sie beschreibenden Textes, ist eingebunden in ein unbefriedetes, immer noch klassenkämpferisch verhärtetes Arbeitssystem. Auch im sozialistischen Betriebsleben wird Herrschaft ausgeübt, gibt es Unterdrückung und Ungerechtigkeiten, sollen Sprachregulierungen die reale Macht und Verfügungsgewalt ideologisch aus der Welt schaffen. Die Sprache nimmt den Gestus eben dieser Gewalt an, und nur das Geld, Löhne und Gehälter, regulieren und kompensieren die gärenden Widersprüche in diesen Arbeitsbedingungen. Es wäre auch ein Akt der sprachlichen Emanzipation der Arbeiter, wenn sie für das einträten, „was uns als Befreite und endlich aufgerichtet inmitten aller Arbeit stehen ließe“.

Hilbigs Entwicklung zum seismographischen Selbst- und Sozialanalytiker dokumentiert sich auch in den Erzählungen „Johannis“ und „Die Einfriedung“, in denen er seine Gefängniserfahrungen eindrucksvoll literarisiert. Wiederum spielen Erlebnisschilderung und reflektierende Essayistik ineinander. Die Psychotraumata der Haft, die Zerstörung der Selbst- und Realitätswahrnehmungen bei den Haftinsassen, die Impllosionen von Schuld- und Rachegefühlen, eine „Entwirklichung“ der Welt, die zwischen mühsam erinnelter Biographie und alptraumhaften Zerstörungsvisionen oszilliert, werden in ausgefeilter und sinnlich dichter Prosa eindringlich gemacht.

Die letzte Geschichte des Bandes, „Der Heizer“ (1980), in der Komposition der Geschehenszusammenhänge und Erzählebenen ungleich durchdachter als die älteren Texte, deutet schon auf den späteren Erzählungsband „Der Brief“ voraus. In „Der Heizer“ geht es um die entnervende Belastung, die Aggressivität und quälende Ödnis, den „Sklavenstatus“ im betrieblichen Lebensalltag und zugleich um die Möglichkeit der literarischen Beschreibung von Wirklichkeit überhaupt. In Hilbigs minutiöser Selbst- und Realitätsschilderung wird der Leser Zeuge eines scheiternden Befreiungsversuches. Der Heizer H., dessen morgendliche Busfahrt ins Abrechnungsbüro beschrieben wird, schafft es nicht, seinen Anspruch auf

einen längst versprochenen ‚humaneren‘ Arbeitsplatz gegenüber der Betriebshierarchie durchzusetzen. Schon die kleinste Abweichung von der Verhaltensnorm, seine Weigerung, zwei Prozent seiner Jahresendprämie auf ein gewerkschaftliches Solidaritätskonto einzuzahlen, treibt ihn in einen psychotischen Angstzustand. Heimgesucht wird er deshalb nicht nur von quälenden Alpträumen, von der Vorstellung des ‚Ausgestoßenseins‘, sondern von der „Entwicklung“ seiner selbst. „Er sah sich, wie so oft an diesem Morgen, als eine ganz erdachte und inszenierte, von einem fast lückenlosen System inszenierte Figur (...), nur durch Zeugen zu beschreiben.“ Das Schreiben bildet, wenn überhaupt möglich, die einzig denkbare Chance, solch zerfahrene, an eine übermächtige Wirklichkeit verlorengegangene Identität erkennbar oder überwindbar zu machen.

Das Ineinanderspielen von episch dichter Wirklichkeitsgestaltung und literarischer Selbst- und Erkenntnisreflexion charakterisiert Hilbigs letzten Erzählungsband „Der Brief“ (1985) in ganz besonderer Weise. Der Autor bekommt als Abtrünniger der Arbeiterklasse in der DDR nicht nur die existentielle Last der ‚äußeren‘ Wirklichkeit zu spüren, sondern ebenso sehr die Not der ‚inneren‘ Wahrnehmung, die Krise der poetischen Subjektivität. Die drei Erzählungen „Beschreibung II“, „Der Brief“ und „Die Angst vor Beethoven“, alle zwischen 1980 und 1981 entstanden, wollen Wirklichkeit in einer mehrschichtig komponierten, autobiographischen Erkundung durchdenken und erfahrbar machen. „Oder ist nicht alles Bio...Grafie, was geschrieben wird? Womit das, was man Leben nennt, der Fälscherei anheimgefallen wäre.“ Ein Buch also über das „mich verkörpernde Etwas“, über die „Legende“, die „Fälschungen meiner Vergangenheit und damit den Fälscher, den ich aus mir rekrutiert hatte“. Zugrunde liegt diesen Texten eine „gespaltene“ Ich-Erfahrung, die weder der gegenwärtigen noch der vergangenen, weder der inneren noch der äußeren Realität konsistente Wahrnehmungen und Sinnverständnisse abgewinnen kann.

In „Beschreibung II“ führt Hilbig das an Kafka gemahnende Szenario eines ubiquitären Machtsystems vor Augen, dem das Leben der Individuen rettungslos ausgeliefert ist. Das Kennzeichen der „Macht“ ist ihre Abstraktheit, ihre scheinbare Unwirklichkeit, die aber in den Ängsten, Ergebnissen und Zwängen der Subjekte eine gewaltsame Präsenz behauptet. „Du glaubst mit der Realität zu handeln, aber sie handelt längst mit dir. (...) Du hast sie längst verloren, sie Dich aber anscheinend noch nicht. Gewöhne Dich an Niederlagen, Freund, auf mehr zu hoffen, etwa aufs Gewinnen, ist in solcher Lage ziemlich dumm“, erfährt der Protagonist in Hilbigs Erzählung. So sieht er die Menschen in „Dresden“ zu „bloßen Insekten degeneriert“, die spüren, „wie die Welt mit keinem noch so geringen Zeichen auf ihre Existenz antwortete. Und der Verlust ihrer Anschauung desjenigen, was einst ihr Selbst gewesen, war schwer, war der Verlust jeglicher zweifellosen Wahrnehmung, und es war ein unerträglicher Zustand.“ Einen „unerträglichen Zustand“ erlebt auch der autobiographische Erzähler in der Geschichte „Der Brief“. Diesen Brief, einen Versuch der subjektiven Vergewisserung gleichsam von außen, hat er an sich selber adressiert. Doch auch diese Ich-Beschreibung eröffnet am Ende nicht mehr als eine kryptische Chiffre seiner längst zerstörten Identität, seines „mit ihm zerfallenen Lebens“. Hinter den verschlossenen Jalousien einer Berliner Wohnung, abgeschieden von der „Arbeiterklasse“, dem „fünften Stand“, vollzieht sich die quälerische Erinnerungsarbeit dieses äußerst reizbaren Intellektuellen, der von sich sagt,

daß er weder ein „Klassenbewußtsein“ besitze noch je ein „Arbeiterschiftsteller“ sein könne. Kein Repräsentant also dieser „enterbten, macht- und geistlosen Klasse“, die angstvoll und devot „nahe bei der Unterwelt“ haust und sich in ihrem Sicherheitsbedürfnis gefängnisartig eingerichtet hat, sondern ein „Findelkind und ein Unbehauster, ein von seinem Stand (...) Versprengter“. Intellektualität und autobiographisches Bedürfnis, dessen ist sich der Erzähler bewußt, werden dort zum Erfahrungszwang, wo einer die begriffslos wärmende Masse verläßt, sich frei macht und in „eine kalte geisterhafte Welt eintritt, in der man eine Identität besitzen muß, um bestehen zu können“. Was ihm die Arbeiterklasse verweigern mußte, nämlich einen „selbstbeschreibenden, selbstuntersuchenden Impuls“, das ist auf der anderen Seite aber keinesfalls in „Richtung eines sogenannten heilen Ich“ einholbar, sondern nur als eine bedrückende „Spaltung“ der Persönlichkeit, die „folgerichtig zur Verunheimlichung aller umgebenden Dinge“ führt. Der autobiographische Versuch einer Identitätsgewinnung, der hier und in „Die Angst vor Beethoven“ von einem erfahrungshungrigen Ich unternommen wird, ist denn auch erzählerisch und reflexiv mehrfach gebrochen.

Die selbstquälerische Eremitage, die Bilder aus einer leidvollen Kindheit, die bohrenden Gedanken zur bisherigen schriftstellerischen Arbeit, Ängste und alpträumhafte Anwandlungen, die sich bis zur Imagination eines begangenen Mordes steigern, all diese „Dinge in ihrer Massenhaftigkeit“, splintern die Erfahrungsarbeit des Erzählers auf. Das Ich ist nicht als eine identische Stimme oder Wesenheit dingfest zu machen, es gibt keine eindeutige (Selbst-) Erfahrung, keinen verlässlichen Sinn, sondern nur sprachlich vortastende und erprobende Annäherungsversuche an das, was Biographie, Wirklichkeit oder das ‚Leben‘ genannt wird.

Die „Realität“, so sagt Hilbigs ‚verwirrtes‘ Ich, hat „in einem Maße über mich zu herrschen begonnen (...), dem ich in einiger Hinsicht das Prädikat phantastisch nicht absprechen konnte“. Nicht mehr autobiographisch zu bewältigen, nur noch als verfälschte „Fiktion“ überhaupt denkbar, ist denn auch die Wirklichkeit in der Erzählung „Die Angst vor Beethoven“. Hier steht das identitätssuchende Ich nicht nur einer alpträumartigen inneren und äußeren Gegenwart gegenüber, sondern auch seine Erinnerungen an die Vergangenheit sind von zwanghaften Imaginationen persönlicher Schuld und mitverursachten Leids behaftet. Zumal aus der kollektiven Vergangenheit wird der nach sich selbst fragende Intellektuelle nicht entlassen; seine ‚Schreckhaftigkeit‘ muß sich auch dieser „kalten, geisterhaften Welt“ stellen.

Wenn der einzelne von sich selber und seiner Geschichte kaum etwas begreifen und bewahren kann, wie unrettbar müssen dann die kulturellen Sinndokumente der Vergangenheit von dieser Gegenwart aufgezehrt und vernichtet werden. Das ist für Hilbig nur noch in grotesk-phantastischen Erzählfiguren beschreibbar, in hypnotischen und rauschhaften Szenerien, die die Zerstörung von Geschichte, von äußerer und innerer Wirklichkeit grell beleuchten.

Sein Lyrik-Band „die versprengung“ (1986) nimmt das Thema des Gesellschafts- und Wirklichkeitsverlustes mit hohem Pathos abermals auf. Hier bringt nicht der sozialkritische Lyriker sein Ich gegenüber der widerständigen Realität zur Sprache, sondern ein in Verlorenheit, in Sinnlosigkeit entgrenztes Individuum sucht verzweifelt nach Ausdruck.

„Absenzen“ von der äußeren und inneren Wirklichkeit sind es, die dieses lyrische Ich mit „taumelnden“ und „wirren Wörtern“ benennen, erklären, erinnern will. Die „Zugbrücken“ zur Realität gibt es nicht mehr: nicht mehr zur Vergangenheit, zur Gegenwart und nicht mehr zu einer künftigen Welt. „am zweiten tag schon/der geburt warst du fort warst verschollen/klang aus dem vatersnamen anderer buchstab/gnädiges anwesen:unwesen“.

Hilbigs „versprengung“ radikalisiert das Programm der selbstquälerischen Introspektion in den „frühern grund“, unter die „wasserspiegel der erinnerung“. Das lyrische Ich ist aber kaum noch ein historischer Ort der Reflexion, sondern es findet sich verstrickt in ein wuchtiges existentielles Debakel. Es fällt auf, daß Hilbig zu einem zwar sorgsam gearbeiteten, aber oft hyperbolisch daherkommenden rhetorischen Deklamationsstil greift, der seine Nähe zu Hölderlin und Klopstock nicht verhehlen kann. Es sei „nicht wahrheit zu scheiden/ aus den rätseln es fängt aber/das rätsel selber zu singen an“, lautet das Credo eines lyrischen Ich, das den „schmelzfluß meiner rasse“ und „meiner völkerschaften untergrund“ sucht, das in des „geistes labilsten stollen“ der „dünung ewigkeiten“, den „schaum der schöpfung“, die „nähergetürmten küsten mystischer wetter“, ja den „riesengong der horizonte“ erblicken will. Magische Beschwörungen eher denn Reflexion; rhetorisches Konstruieren statt begrifflicher Analyse. In „die versprengung“ spricht ein monologisch sich zermarterndes Ich, das nicht mehr in der Wahrheitsfindung Trost sucht, sondern im ästhetischen Akt des Sprechens selber: „denn nichts als Sprache konnte ihn retten / dem namen grenzsymbole für vergehen“ sind. Aber dieses Rätsel „singt“ nicht wirklich bei Hilbig. Es verschleiert sich in einer ebenso verzweiflungsvollen wie kunstsinnig gearbeiteten Sprachkryptik: „ach ich habe das wort geträumt doch ich hab es vergessen“.

Anders in Hilbigs „Territorien der Seele“ (1986), fünf kleinen Prosastücken aus den Jahren 1969 bis 1983: Sensible Beobachtungen zur eigenen Beziehungslosigkeit, Egozentrik und Kälte, Versuche der Selbstwahrnehmung, die auf eine „immerwährend graue Flut (stößt), der gleichen Flut, die in meinem Selbst in unerschöpflichen Beständen lagern mußte“. Nur in wenigen Momenten vermag dieser Erzähler „tief ins eigene Wesen zu blicken“, was zu einer „kurzfristigen Überhebung über alle anderen führen“ könne. Zwar sind selbst diese kleinen Momente noch Täuschung, aber „vielleicht sind die Überhebungen (...) unsere einzige Möglichkeit, das Glück zu gebrauchen“.

In Hilbigs Erzählung „Die Weiber“ (1987) vergräbt sich der Protagonist abermals in einen enervierenden Kampf gegen Selbstverlust und innere und äußere Verwahrlosung, gegen Liebesentzug und Ausgeschlossensein. Bis zur körperlichen Ausdünstung steigert sich die wahnhafte Angst dieses aus einem sogenannten „Frauenhaus“ Entlassenen vor seiner Wirklichkeits- und Ich-„Krankheit“. Jede Form von Wahrnehmung und konstruktiver Erfahrung wird in den Strudel dieses Selbstverlustes gerissen. Haß auf die Kindheit, auf die sexuelle Tabuisierung durch Eltern, Erzieher und Staat, auf die Unterdrückung der libidinösen Selbstachtung führen zu einem rauschhaften Imaginations- und Wahnvorstellungsprozeß. Die „Weiber“, alles „Weibliche“ ist aus dieser Gesellschaft verbannt; die DDR erscheint als ein „Vaterland, dem man offenbar alle weiblichen Bestandteile kastriert“ hat. Jene gerontokratische Männergesellschaft implantiert dem jungen Liebes(sehn)süchtigen das Bewußtsein, daß „ich niemand war“. Und erst durch das qualvolle Erleiden dieses nervös-grotesken Deliriums der Selbstsuche gewinnt Hilbigs

Protagonist die Anschauung der „Weiber“ und damit sein Ich zurück. Er flieht aus der „Keimzelle“ der Heimatstadt nach Berlin, und dort, wo er auch wieder Arbeit findet, sieht er sie wieder: die schönen leibhaften, schuftenden Weiber. Von der „Hirnkastration“ bis zum Vorschein der Liebeserfüllung führt die in konvulsivischer Rhetorik geschriebene, gelegentlich ironisch-sarkastische Erzählung.

Der Roman „Eine Übertragung“ (1989) stellt wiederum einen Protagonisten in den Mittelpunkt, der sein Ich als einen „papiernen Gestank, einen Dunst von angeschnittener Pappe“ empfindet, und der geradezu höllisch unter seiner „Doppelexistenz“ als Arbeiter und Intellektueller zu leiden hat; wieder einen Verfeimten, einen Randständigen und Säufer, der sich in öden Stadtvierteln und „verräucherten Höhlen“ herumtreibt. Er wird, da die Literatur sein von der Familie und der Gesellschaft geächtetes Metier ist, von den Behörden wegen Unzuverlässigkeit, allgemeiner Renitenz und einer West-Publikation unter Beobachtung gestellt. Zwei Monate Gefängnis sollen ihn die „sozialistische Glücksbotschaft“ wieder neu erleben lassen. Die Erfahrung der Entwirklichung und Persönlichkeitsauflösung entlädt sich in irrwitzigen Phantasmagorien und fiebernder Seelenarbeit. Der Erzähler, der die „Sprache der Entwürdigten“ spricht und in einem „Ghetto des verbalen Elends“ lebt, muß sich die eigene Identitätsgeschichte mühsam zusammenbuchstabieren. Sein Haß auf die sozialistische Wirklichkeit, seine Literaturversessenheit, seine Verhaftung, seine Beziehung zum Zellengenossen Z. und seiner Frau Kora oszillieren in einem von Schuldverstrickungen grundierten Selbsterfahrungsprozeß, der durch eine Zeitungsnotiz über den vermeintlichen Mord an einer Zeitungszustellerin ausgelöst wird. Wieder wird Berlin zum Ort der subjektiven Emanzipation, des bangen Erstaunens vor dem sinnhaften Mythos der eigenen Lebensgeschichte. Am Ende seiner „Selbstvernehmung“ findet Hilbigs Ich-Erzähler, der zuvor eine qualvoll beharrende, im Körpersaft dampfende Prosa geschrieben hat, zu einer weitschwingenden Homerischen Wortmusik, die über der Schattenwelt des „Acheron“ einen kaum merklichen „Leuchtfaden“ aufscheinen läßt, der eine „winzige Kursänderung bewies“. Seine Geschichte ist ein Versuch der Befreiung von einer implantierten Schuld, vom heruntergekommenen Aufklärungsideom des Stalinismus. Der „Urgrund“ der Poesie, an dem sie Zuversicht und vielleicht auch Leben spenden kann, liegt gerade in der Abwesenheit von jeder Art Gott, in der Absenz von jeglicher „Mitte“ und „logischen Erklärung“. Klein und „weltverlassen“ zu sein, „ohne Hilfe von oben“, sich „fürderhin nur nach den eigenen zufälligen Maximen verhalten zu müssen“, als „winziges Boot“ auf kosmischen Meeren zu schaukeln: solche existentiellen Grenzen gilt es als Sinnversprechen zu akzeptieren. Hilbigs Roman will aus den Wunden der realsozialistischen Glücksdiktatur den Aufbruch in eine menschenmögliche, weil strikt subjektive Utopie herauslesen.

Diese den Horizont der eigenen Lebenserwartung öffnende Perspektive fehlt der Erzählung „Alte Abdeckerei“ (1991). Hilbig beschwört die verzweifelten, von schlechtem Gewissen, von Angst- und Traumzuständen, von sozialer Mißachtung und Einsamkeit durchzogenen Nachtwachen eines Protagonisten, der am Rande schmutziger Industriezonen, auf Müllhalden, in verpesteten Gegenden zu Hause ist. Diese innere und äußere Erzählwelt ist von tiefem Unbehagen durchsetzt, von Ahnungen erschreckender Geschichtsgegenwart. Die „Müdigkeit“, „Beklemmung“ und „Bewußtlosigkeit“ des Erzählers haben ihre Ursachen im Ort dieser Berichte selber. Die ruinösen Industriebauten, in

denen Menschen wie verbannte Schattenwesen sich abschnitten müssen, wurzeln gleichsam symbolisch tief im Hitlerfaschismus und in der stalinistischen Terrorzeit. Die Vergangenheit wirft scharfe Schatten auf die realsozialistische Glücksverheißung in der DDR. Vielleicht, so legt der Erzähler nahe, ist gerade die „Wurzellosigkeit“ proletarischen Lebens dafür verantwortlich, daß dieses heranwachsende Ich auf die verzweifelte Suche nach den Ursachen seines Identitätsverlustes getrieben wird. Die Lust dieses Vaganten, die stinkenden Abraumhalden der industriellen „Metastasen“ zu durchkämmen, hat etwas mit dem sozialen Endzustand der morbid gewordenen DDR zu tun. „Hier an diesem Ort“, sagt der Erzähler, „ist der Kadaver der Republik angestochen“. Hilbigs Text verdichtet sich zu einer Parabel auf die zerborstene realsozialistische Gegenwart, auf die „tote Gesellschaft“, das „Ödland“. Die Menschen hocken wie „triefäugige Vögel im Rauch“, während in Urtiefen die „Hölle“ brodelt.

In dem Sammelband „zwischen den paradiesen“ (1992) zeigt sich der Erzähler, Lyriker und Essayist Hilbig in der erstaunlichen Breite seiner Möglichkeiten: ironische Volten schlagend, in verschwebenden Wort-Symphonien schwelgend und die kosmischen Regionen seiner Phantasie ausschreitend.

Der Erzählungsband „Grünes grünes Grab“ (1993) hingegen dokumentiert, wie sehr die literarische Sensibilität des Schriftstellers Hilbig sich mit westlichem und gesamtdeutschem Erfahrungsmaterial aufzuladen beginnt. Das morbide Aroma von ehedem und die gleißende Ästhetisierung des marktwirtschaftlichen Monadensystems heute: beide Seinsweisen an der nationalen Geschichtsfrente wechseln einander ab, spiegeln sich im Nerven- und Bewußtseinsdrama der Subjekte wider. Es geht um kleine Lebenskatastrophen, Orientierungs- und Identitätskrisen, um Versagens- und Abstiegsphobien, die zum Zerbersten aufgeladen sind mit gesellschaftlichen Angstsymptomen. Ruhelos wandern und reisen die Hilbigschen Protagonisten in der ehemaligen DDR herum. Sie durchmessen die „landesinterne Paranoia“ zur Zeit des drohenden Umbruchs: Nichts ist mehr „geheuer“ an diesem 10. September 1989, überall „Erlöschenheit“, Verwahrlosung und Trauer, schwarzgraue Fassaden. Bei Hilbig gibt es nach wie vor keinerlei nostalgische Verklärung der ehemaligen DDR. Er sieht, wie das Land „vom Westen her von Baustellen förmlich aufgerollt“ wird. Er gewahrt verdreckte, sprachlose Landschaften. Die Wirklichkeit dieser historisch gewordenen Region läßt sich indes nur begreifen im Dunstkreis jenes zur materiellen Gewalt verkommenen Utopismus. Die „steckengebliebene Utopie“ DDR hat die „Gesichtslosen, die Zermürbten, die schwachsinnigen Schwätzer, die Ganoven, die Demokratisierten“ hinterlassen.

Auch die Erzählerfigur in Hilbigs Roman „Ich“ (1993), die auf den Namen „M.W.“ oder „W.“ hört, ist ein so ort- wie subjektloses Wesen, das durch stockige, stinkende Untergründe streift, auf der Flucht vor den „Brennpunkten der sozialistischen Produktionsfront“. Dieser aus den sächsischen Kohlerevieren stammende Protagonist ist Schriftsteller, und als solchen entdeckt ihn die Stasi. Wie sie selbst ist er einer, der auf Simulation der Wirklichkeit aus ist, ein „Wahrnehmungsmensch, dessen Sinn darauf trainiert (ist), seine Beobachtungen in methodisch aussehende Sprachrauer“ zu fassen. Unter dem Decknamen „Cambert“ soll „W.“, dessen Persönlichkeit und Biografie im Roman auf verschlungenen Wegen verloren gehen, einen

(Prenzlauer-Berg-)Autor namens „Reader“ mitsamt seiner Freundin ausspionieren und Informationen über den ominösen Poeten „Harry Falbe“ beibringen. Alle im Roman auftauchenden Personen entpuppen sich schließlich als MfS-Informanten. Doch der Ertrag der diffus umschweifenden Recherchen, Notationen und selbstreflektorischen Erkenntnisbemühungen Camberts führt zu keiner wesentlichen oder gar identitätsverbürgenden Erfahrung; außer der, dass die Stasi, jener „harte Kern der Aufklärung“, die erwünschte Observationswirklichkeit selber schafft. „Der Firma einen Menschen machen, einen Menschen produzieren, das war die größte Leistung, die ein Mitarbeiter erbringen konnte.“

Cambert, mitsamt allen konspirativen Kombattanten, sitzt einem zynischen Machtspiel auf, das diesen unüberschaubaren Krieg aller gegen alle in die mächtige Fiktion einer realexistenten Staatlichkeit übergehen lässt. Allenfalls Hypothesen über diese Welt zeichnet „W.“ in einem unendlich dahinrauschenden Notierungsstrom auf; Realität gewinnt weder dieses „Ich“ noch das, was es an scheinbar harter Faktizität umgibt. Ist das ganze, nur noch in satirischer Verzerrung darzustellende (Überwachungs-)System nicht gleichsam der Real- und Beispielzustand eines weltverzehrenden Utopismus? „Ziel des Dienstes war es, ausnahmslos alle zu Mitarbeitern des Dienstes zu machen. Damit alle von allen überwacht werden konnten – das war die Sicherheit, die ihren Namen verdiente. Daß jeder jeden in der Hand hatte, vielleicht war dies das Ziel des utopischen Denkens... von Platon über Bacon bis Marx und Lenin?“

Der Gegensatz zwischen Geist und Macht, Botmäßigkeit und Dissidenz, Devotion und Widersätzlichkeit – diese Kernbegriffe der ‚Aufarbeitung‘ der DDR-Historie erhalten in Hilbigs Roman einen, wenngleich überzeichneten, so doch lebenswunden Erfahrungssinn. Es sind gewiss nicht nur simulationstheoretische „Analogien“ im Spiel, wenn der Autor zeigt, wie sehr Stasi und Opposition, Staat und Literatur, sozialistische Rason und individuelle Libertinage einander fordernde, ja bedingende Phänomene gewesen seien. In diesem Roman ist das Psychotrauma der „Abwesenheit“, aufreibende Erfahrung aller früheren Arbeiten Hilbigs, in überaus reicher, oft freilich redundanter Instrumentierung entfaltet. Noch immer ist es ein Problem des Autors, das Sich-selbst-Verlorengehen seiner Protagonisten in der sorgsam gefügten Tektonik des Werkes wieder aufzufangen. Die konstruktive Strenge, die Beherrschung jener flutenden Bewusstseins- und Erfahrungsmaterialien, die Bändigung der kataraktischen Erzählgicht gelingen dem Romancier Hilbig noch nicht in ausreichendem Maß. Der Lyriker und der expressive Kurzprosaist melden da noch fordernd ihre Rechte an.

Wolfgang Hilbigs wachsende Berührungsnöte mit der Wirklichkeit des vereinten Deutschland kommen in seinem Buch „Abriß der Kritik“ (1995) auch auf der theoretischen Ebene deutlich zum Ausdruck. Den Autor plagt in diesem zornigen Abrechnungswerk nicht nur eine dem medialen Vergnügungsbetrieb verfallene Kritik, er sieht das Ende der Literatur schlechthin voraus. Der Autor hasst die repräsentativ aufgespreizten Spielarten des feuilletonistischen Gewerbes, beklagt seine Herrschafts- und Vernichtungssüchte, seinen inszenatorischen Meinungsverschleiß und seine eitlen Geltungskämpfe. Nicht dass Hilbig der Kritik überhaupt an den Lebensnerv wollte, auch für ihn verkörpert sie ein demokratisches Diskursprinzip. Aber das machtheischende Unterfutter dieses unermüdlichen Belobigungs- und Abstrafungssystems raubt

ihm den letzten Nerv. Denn der Kritiker will „Unterwerfung“, seine „Repräsentanz“ möchte das produktive Verhältnis von Literatur und Publikum selbstherrlich kurzschließen, das Sekundäre der geschmäckerlichen Zurichtung schiebt sich immer mehr vor das Primäre der Kunstproduktion. „Die Kritik zieht die Literatur der Bedeutungslosigkeit, woraufhin die Literaten ihre Kritiker der Unfähigkeit zeihen.“

Wozu also Schreiben, wozu Literaturkritik? Hilbig kann diese Fragen nur historisch beantworten. Die Literatur hat seit der Moderne ihre „Zerstörungen“ immer selbst hervorgerufen, doch man könne der Literaturkritik eine Mitschuld daran nicht vorwerfen. Dies allerdings nicht aus Gründen ihrer Unbescholtenheit, sondern weil sie im Nachklang der Aufklärung zum Anhängsel des Kunstschönen degeneriert sei. Die krisengeschüttelte Moderne hingegen wollte die Frage nach dem Sinn von Kunst und Literatur gar nicht mehr stellen. Immer mehr tritt seither die Inszenierung in den Vordergrund. Mit Wagner, so hatte schon Nietzsche gesagt, sei der Schauspieler in den Kunstprozess eingetreten. Jene gigantische Verdrängungsleistung habe die Kritik daher nicht allein zur Randerscheinung verfallen lassen, sie erkläre ihre „komplexe Profilneurose“ noch heute. Kritik stelle am Ende des zweiten Jahrtausends nichts anderes mehr dar als das „sekundäre Anhängsel (jener) Randerscheinung“ namens Literatur.

Und Hilbigs Schlussfolgerung daraus ist fulminant: Nicht nur Aufklärung und Literatur sind seither ein geschiedenes Paar. Auch Fortschritt und Literatur verhalten sich nun als gegensätzliche Einflusskräfte. Kritik und Literatur – eine Schwesternschaft im wechselseitigen Bedeutungsschwund.

Anschreiben gegen den Bedeutungsschwund von Literatur und Autor – das ist ein zentrales Problem in und für Hilbigs Roman „Das Provisorium“ (2000). Kein Wunder, dass für seinen Helden C., einen zwischen dem neudeutschen Osten und dem mit Abscheu zurückgewiesenen Westen hin- und herwechselnden Unruhreisenden, die Öffentlichkeit und vor allem die Kritik enervierendste Schreckensvorstellungen sind: „Eines Tages, das war ihm klar, mußte er das Monster, das seinen Innenraum besetzt hielt, beschreiben und es der Öffentlichkeit ausliefern... Und die Instanz dieser Öffentlichkeit war die Kritik, dem blutigen Rachen der Kritik mußte er die Bestie zum Fraß vorwerfen.“

Das tut C. in einer quälerischen großen Konfession, einem beschwörenden Leidensprotokoll, einer grässlichen Selbstdurchfurchung seines seelenverlorenen Ichs. Zwischen Hanau, Nürnberg, München, Leipzig und Berlin treibt er sich herum, die finsternen Regionen der Bahnhöfe mit ihren Kneipen und Kiosken bilden seine alkoholdurchsäueren Refugien. Liebes- und schreibunfähig wie er ist, sucht dieser im Ortlosen vagierende Schriftsteller blindwütige Kompensation im Dauersuff; er ist ein Schatten seiner selbst, eine Unperson, ein stinkender Outcast. Jede Lebensperspektive scheint implodiert, jede Linearität des Lebens zerstört. Kreisförmig, wie in einem spiralartigen, sich selbst immer gleich bleibenden Dauerdesaster befangen, bildet der Roman diesen epischen Großangriff des Autors H. auf seinen Protagonisten C. ab. Manches hat dieser C. von einem *Alter ego* des H., vor allem seine DDR-Vergangenheit: „Dieses Land da drüben hatte seine Zeit geschluckt! Dieser Vorhof der Realität. Dieses Land, triefend von Schwachsinn, verkrüppelt vor Alter, zermürbt und verheizt von Verschleiß und übelriechend wie eine Mistgrube, dieses Land hatte ihn mit Verhängnis gefüttert und seine Reflexe

gelähmt, es hatte ihm die Lust aus den Adern gesogen.“ An die Hölle seiner Kindheit wird C., der Gegenwärtigkeit im ‚neuen‘ Deutschland der 1990er Jahre nicht gewinnen kann, immer wieder erinnert. Schweigen und Angst waren ihre schlimmsten Ausprägungen. Später begann er „Wörter in eine ungeheure leere Halle des Schweigens zu schaufeln“.

Angst und Schweigen, monologisches Delirieren und fieberhaftes Fluchtverhalten, beschreiben auch die Gegenwart der ihm verbliebenen Erbschaft aus jener fernen Zeit. C. scheint so etwas wie der Schemen einer zerschundenen Individuations- und Glücksgeschichte zu sein. Ist nicht damals in der DDR sein Subjektsein rettungslos ausgelöscht worden? Im Westen Deutschlands, in jener verordneten neuen Heimat ohne Heimatlichkeit, kommt er sich vor wie eine von ihrem „Schöpfer im Stich gelassene Romanfigur. Mitten auf der Straße hatte der Erfinder seine Figur stehengelassen, irgendwo zwischen Anfang und Ende, er hatte nicht mehr gewußt, wohin mit ihr; im Wortreichtum seiner Konklusionen begann sie langsam zu verrotten.“ Wahrnehmungs- und Ich-Zerfall dieses Menschen treiben sich wechselseitig ins Unermessliche. C. kann allenfalls eine Rolle spielen, aber kein Leben führen. Er existiert außerhalb von Wahrheit und Wirklichkeit, die Lebenserfahrungen im vereinten Deutschland können das infernalische Rumoren im Innersten seines verlorenen Ichs nicht erreichen, schon gar nicht in irgendeine Sinn-Ordnung bringen.

Überzeugend ist Hilbigs Roman vor allem in der Beschwörung der inneren Leidenswelten, die ihm damals eine im Hoffnungsinfarkt erstarrte DDR zugefügt hat. Das hat unaufhebbare Folgen für die Zukunft gehabt. Denn die bei C. alles Mentale überwuchernden Traumata eines unaufhaltsamen Selbstverlustes lassen wenig Raum mehr für präzise Beobachtungen im ‚neuen‘ Erfahrungsterrain Deutschland. Gleißendes Licht über konsumsüchtigen Fußgängermassen, blinkender Autowahn, Ornamente einer omnipotenten Maschinerie der Glückssimulation in einer Gesellschaft, die (der alten DDR nicht unähnlich) jede Lebenshoffnung zuschanden gehen lässt – das wirkt eher wie behauptet denn sinnlich eindringend erzählt.

Der Romancier Hilbig kommt großartig zum Zuge, wenn er die wimmernde Notdurft einer psychiatrischen Krankenhausabteilung in den unerbittlichen Erzählblick nimmt. Doch außerhalb solcher empathisch umhögten Leidens- und Elendsquartiere, angesichts jenes übermächtig-gewaltsamen Leviathans der kapitalistischen Leistungs- und Konsumwirklichkeit im unheimlichen Deutschland, greifen diese raunenden Innenwelt-Tiraden kaum einmal aus ins differenzierte oder überraschend konturierte Beobachtungsdetail. Das imaginativ so wild auswuchernde Interieur des Protagonisten C. überschneidet sich immer wieder mit seinem ‚äußeren‘ Wirklichkeitsverlust; dessen immerhin ist er sich bewusst. „Aber was da in ihm war, das war keine Wahrheit. Er konnte auch nicht sagen, es sei die unbesiegbare Lüge in ihm, er bewegte sich da etwas abseits der Sprache. Und es gab nur noch die Möglichkeit, sich vor der ganzen Welt zu verstecken.“

Wolfgang Hilbig hat seinen Roman „Das Provisorium“ zum eindrucksvollen Dokument einer literarischen Ich-Archäologie werden lassen, doch sein exaltiertes *Alter ego*, die selbstreflexive Spielfigur namens C., ist immer noch nicht in der Gegenwart angekommen.

Sieben Jahre lang, von 1993 bis 2000, hat es gedauert, bis Wolfgang Hilbig seinen dritten Roman vorlegen konnte, vom DDR-„Ich“ war er zum Heimat-„Provisorium“ Bundesrepublik Übergewechselt. Dazwischen spannte sich der leidvolle Ankommensprozess eines Autors, dem die Zukunft als Vergangenheits- und als Wirklichkeitsverlust und damit als neuerliche Form von „Abwesenheit“ widerfahren ist. Es war ihm nicht beschieden, einen vierten Roman zu vollenden.

Der Lyrikband „Bilder vom Erzählen“ (2001) evoziert und seziert all die Lebensmalaisen und Schreibnöte noch einmal, die den Autor seit Jahrzehnten begleiten und für die auch unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen keine Heilung zu erwarten ist. Weder jemals DDR-Autor noch einverständiger Bundesbürger – Wolfgang Hilbig schreibt hier nach wie vor im Spannungsfeld von Absenzerfahrungen. Ein Odysseus der schwarzen Ich- und Welterkundung tritt ins lyrische Mittel, von scheiternder Heimkehr ist allenthalben die Rede, von Angst, Alter und Tod, vom Verlust aller Gewissheit. Immer noch ist es die Abwesenheit von allem Wirklichen, die ihm als *seine* eigentliche Realität erfahrbar wird. Sprachlich fassbar scheint nur das zu sein, was vergangen oder gerade im Entschwinden begriffen ist. Daher die oft entgrenzten und mythisch durchtränkten Erinnerungen, das Fremdwerden allen Daseins, das nur noch dem „Dunkeln“ zu verfallen scheint:

Ach meine Zeit ist um –
war schon vorbei als ich zum ersten Mal von ihr
gehört –
kann nicht mehr fort aus dieser Stadt wo ich nie
eintraf.

Verzehnte Zeit, aufgebrauchtes Dasein, Bilder des wuchernden Verfalls – Wolfgang Hilbig bleibt auch als Lyriker im Bannkreis der schwarzen Leuchtregionen seiner Prosaarbeiten. Es sind pulsierende, oft verschwebende Bilder vom Erzählen, die seine Gefährdung, die Vergeblichkeit seines Lebens zum Ausdruck bringen, Schreibzwänge, die das Ertragen des Unerträglichen ins Wort bannen sollen. „Nun bin ich alt und in den Staub geworfen / Aller Gesang gesungen und zu grauser Asche ward mein Vers“. Das Meer in seiner Unendlichkeit und Unsagbarkeit fasziniert diesen sprachwerkenden Odysseus seit je. Und auch wenn er dankbar zurückkehrt zu den Zeugen der literarischen Avantgarde („Einmal ihr Musen noch blättern / im Traumbuch der Moderne“), kreisen seine Poeme um das Irren, das Scheitern und das Untergehen – eine Welt ohne Zeitordnung, voll blinder Zufälle trägt sich zu, ihre „blicklosen“ Uhren kann dieser Lyriker nur traumpoetisch wahrnehmen:

Ihr bleiches Leuchten trägt mir eine rätselhafte Botschaft in den Schlaf: dort
haben weder Tag noch Nacht Beginn
und enden nicht: in Endlosschleifen denkt ihr Hirn
die Wege meines Traums voraus dahin ich ihr nicht folgen will
in tiefe Räume voller Unrast deren Wände Schatten sind
Hermetisch tickt die Zeit nicht Tod nicht Leben nichts beginnt –
wie ein schlafender Rabe röchelt die Uhr
und ich wache und wandle und träume doch nur.

Es bleibt dabei, Wolfgang Hilbig schreibt eine faszinierende schwarze Poesie des Unerlöstseins, das „Ungesagte, das Ungestaltete: wuchernd nimmt es

wieder zu“. In mehrfacher Hinsicht handelt es sich deshalb auch hier um Endzeitpoeme. Sein Gedicht „Der Zufall“ schließt so:

Ich blieb zurück und nach mir schlug der
Wahn ...
auch er schlug fehl; ich bin des Zufalls schiere
Ungestalt –
und nun müsst ihr mich überstehn: erbarmt euch
meiner!

Fiebernde, auf schmerzhaft Weise selbstentblößende Wortarbeit *coram publico*, nicht als Skandalisierung oder Protest oder Manier, sondern als trauernde Erlösungssuche im Miteinander, als kunstvolles Abschiednehmen eines Autors von seinen Lesern, deren Zuneigung er durch den Literaturbetrieb in verzerrte Distanz gebracht sah.

In einem solchen Sinn ist bereits der 60-jährige Hilbig kanonisiert worden als derjenige Autor, der die Literatur der DDR – als ihr wortmächtigster Todesbote – zur Vollendung gebracht hat. Der Peter-Huchel-Preis von 2002 war dafür eine schöne Bestätigung, aber mehr noch der ‚überfällige‘ Büchner-Preis des Jahres 2003. Wolfgang Hilbig, der nach eigenem Bekunden durch die Übersiedlung in den Westen einen „Knacks weggekriegt“ hat, der noch in seiner Dankesrede für die Darmstädter Ehrung den „Kolonialismus“ der BRD geißelte, die Wiedervereinigung als „Unzucht mit Abhängigen“, ja als Rückkehr in die Unmündigkeit begriff, war dennoch in der „Eliteliga“ angekommen. Was den mittlerweile schwer Erkrankten nicht daran hinderte, die Randständigkeit, Wirkungslosigkeit und drohende Überflüssigkeit des Literarischen in jenem großen Deutschland zu beklagen. Ihre „hohen Lobesworte holt sich die Literatur selbst ab, indem sie auf allen Festivitäten der Medien tanzt, indem sie das Gnadenbrot frisst, das ihr in den Palästen der Zeitungshäuser und Fernsehanstalten gereicht wird (...). Die Literatur unserer Tage gibt ihren Platz auf (...), und sie wird eines Tages überhaupt keinen Platz mehr haben“.

Im gleichen Jahr trat Hilbig mit seinem letzten Erzählungsband hervor, „Der Schlaf der Gerechten“ (2003), der weitgehend durch ältere Texte geprägt ist. Wieder spielen frühe Erfahrungen des Autors eine wichtige Rolle, bevölkern Brachen, Ruinen, Müll, Schrott und Schlamm die Erzählszenarien, allesamt gleichen sie Ortsterminen der Selbstvergewisserung in einer verflochtenen, aber innerlich gegenwärtigen Welt, die ihn „mit Verhängnis gefüttert“ und jeder Art von „Finsternis, Schweiß und Durst“ ausgesetzt hat. Die äußeren Wüsteneien jenes trostlosen sächsischen „Acheron“ spiegeln sich in den inneren Konvulsionen von Wut und Verzweiflung, von Selbstverachtung und heillosem Begehren, die bis in mythische Tiefen hinein tag- und nachträumerisch durchlitten werden. Pubertäts- und Liebesepisoden, Suff und Ehekrach, Aggressivität und Mord, Stasiaffären, die Welt als Kehricht – immer wieder erweist sich vor allem die Kindheit dieses Erzählers als „Ort der Gewitter“, als Inferno nachhallender Traumata. Das sollte für Wolfgang Hilbig bis zum Schluss eine unendliche Geschichte bleiben.

Hilbigs Tod im Juni 2007 kam zumindest für seine Freunde nicht überraschend, seit Jahren litt der seit 1994 auf dem Prenzlauer Berg Lebende unter einer schweren Krebserkrankung. Seine Beisetzung auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof, vom deutschen Feuilleton mit respektvoller

Resonanz wahrgenommen, tat ein Übriges zur Kanonisierung des Schriftstellers. Es gab keinerlei offizielle Grabreden, wenig Presse- und Besucherrummel, vielmehr lasen neun Kollegen neun Texte Wolfgang Hilbigs, seine Gefährtin Christiane Rusch das letzte von ihm verfasste Gedicht:

Als sie noch jung waren die Winde
war ich verworren
und blind und taub
für ihren Gesang
jetzt wenn ich das Land durchstreife
und nicht mehr weiß
wo ich bin
und nichts mehr wissen will
in meinem Herzen
denk ich an die Winde
die alt geworden sind

Verweht ist das Erbe des Schriftstellers Wolfgang Hilbig keinesfalls, aber schon zum Zeitpunkt seines Todes gerann diese einzigartige literarische Zeugenschaft zu griffigen Formeln: Heizer, Dichter, Trinker, Autodidakt, Star der DDR-Untergangsliteratur, Boxer mit eingeschlagener Nase, der edle Wilde aus dem Osten, ja der Heimatlose, der Außenseiter und Grenzgänger im Niemandsland. Aus der wortlosen Kindheit, aus der schweigenden Hölle des sozialistischen Zwangsstaats in Deutschland war er gekommen und hatte sich im Schreiben eine „provisorische Existenz“ geschaffen, die sich zwischen den „beiden Völkern im gemäßigten Notstand“ nie entscheiden konnte, aber zu einer Biografie, zu einem wirklich gelebten Leben habe es nicht gereicht. Mit dem schmerzkundigen August Strindberg verschworen, der seinem letzten Roman das Motto vorgab, wusste Wolfgang Hilbig: „Um meine Werke schreiben zu können, habe ich meine Biographie, meine Person geopfert.“

Primärliteratur

„abwesenheit. gedichte“. Frankfurt/M. (Fischer) 1979. (= Collection S.Fischer 8).

„Unterm Neomond. Erzählungen“. Frankfurt/M. (Fischer) 1982. (= Collection S.Fischer 22).

„stimme stimme. Gedichte und Prosa“. Leipzig (Reclam) 1983. Neu gesetzt und mit Illustrationen von Felix M. Furtwängler. Berlin (Privatpresse) 2006. (=Zimeliendruck 1).

„Der Brief. Drei Erzählungen“. Frankfurt/M. (Fischer) 1985. (= Collection S.Fischer 42).

„die versprengung. Gedichte“. Frankfurt/M. (Fischer) 1986. (= Collection S.Fischer 50).

„Die Territorien der Seele. Fünf Prosastücke“. Berlin (Friedenauer Presse) 1986.

„Die Weiber. Erzählung“. Frankfurt/M. (Fischer) 1987. (= Collection S.Fischer 55).

„Eine Übertragung. Roman“. Frankfurt/M. (Fischer) 1989.

- „Die Angst vor Beethoven. Erzählung“. Frankfurt/M. (Fischer) 1990.
- „Über den Tonfall. Drei Prosastücke“. Berlin (Friedenauer Presse) 1990.
- „Alte Abdeckerei. Erzählung“. Frankfurt/M. (Fischer) 1991.
- „Das Meer in Sachsen. Prosa und Gedichte“. Frankfurt/M. (Büchergilde Gutenberg) 1991.
- „Plagwitz“. Bildband. Photographien von Peter Thieme. Leipzig (Connewitz) 1992. (= Reihe Photographie 1).
- „Aufbrüche. Erzählungen“. Frankfurt/M. (Fischer) 1992. (= Fischer Taschenbuch 11143).
- „er, nicht ich“. Leipzig (Reclam) 1992. (= Gutenberg-Pressse 7).
- „Die Kunde von den Bäumen“. Berlin (Sisyphos-Pressse Faber und Faber) 1992. Neufassung: Frankfurt/M. (Fischer) 1994.
- „zwischen den paradiesen. Prosa. Lyrik“. Mit einem Essay von Adolf Endler. Leipzig (Reclam) 1992. (= Reclam-Bibliothek 1419).
- „Grünes grünes Grab. Erzählungen“. Frankfurt/M. (Fischer) 1993.
- „Ich: Roman“. Frankfurt/M. (Fischer) 1993.
- „Die Arbeit an den Öfen. Erzählungen“. Berlin (Friedenauer Presse) 1994.
- „Abriß der Kritik. Frankfurter Poetikvorlesungen“. Frankfurt/M. (Fischer) 1995.
- „Die Flaschen im Keller“. Berlin (Dronte) 1995. (= Druck der Dronte-Pressse 8).
- „Kamenzer Rede. Zur Verleihung des Lessing-Preises des Freistaates Sachsen. Januar 1997“. Leipzig (Leipziger Bibliophilen-Abend) 1997.
- „Meine Lehrjahre“. In: Die Zeit, 24. 2. 2000.
- „Das Provisorium. Roman“. Frankfurt/M. (Fischer) 2000.
- „Eine Übertragung“. In: Iso Camartin (Hg): Die Besten. Die Preisträger aus 25 Jahren Ingeborg Bachmann Wettbewerb. München (Piper) 2001. S.168–178.
- „Bilder vom Erzählen. Gedichte“. Mit Radierungen von Horst Hüssel. Frankfurt/M. (Fischer) 2001.
- „Berlin, sublunar. Gedichte“. Mit fünf Radierungen von Volker Mehner. Berlin (Edition Maldoror) 2001.
- „Der Rest ist Monolog“. Dankrede zur Verleihung des Büchner-Preises. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. 10. 2002. Auch in: Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt, 2002. Göttingen (Wallstein) 2003. S.177–182.
- „Anfang. Ende. Zwei Betrachtungen“. Mit drei Radierungen von Reinhard Minkewitz. Leipzig (Leipziger Bibliophilen-Abend) 2002.
- „Erzählungen“. Frankfurt/M. (Fischer) 2002. (= Fischer Taschenbuch 15809).
- „Der Schlaf der Gerechten. Erzählungen“. Frankfurt/M. (Fischer) 2003.
- „Unsicheres Ufer. Gedichte“. Hg. von Maximilian Barck. Mit Radierungen von Strawalde. Berlin (Edition Maldoror) 2003.

„Verlässliches Geleit. Gedichte“. Mit Radierungen von Lothar Böhme. Berlin (Edition Maldoror) 2004.

„Der Gegner“. Hg. von Maximilian Barck. Mit Serigrafien von Siko. Berlin (Edition Maldoror) 2006.

„stimme stimme“. Neu gesetzt und illustriert von Felix M. Furtwängler. Berlin (Privatpresse) 2006. (= Zimeliendruck 1).

„Werke“. Hg. von Jörg Bong, Jürgen Hosemann und Oliver Vogel. Frankfurt/M. (Fischer) 2008ff.

Bd. 1: „Gedichte“. Nachwort von Uwe Kolbe. 2008.

Bd. 2: „Erzählungen und Kurzprosa“. Nachwort von Katja Lange-Müller. 2009.

Bd. 3: „Die Weiber. Alte Abdeckerei. Die Kunde von den Bäumen“. Nachwort von Ingo Schulze. 2010.

Bd. 4: „Eine Übertragung. Roman“. Nachwort von Jan Faktor. 2011.

Bd.5: „Ich“. Roman“. Nachwort von Clemens Meyer. 2012.

Bd. 6: „Das Provisorium. Roman“. 2013.

Bd. 7: „Essays, Reden, Interviews“. Nachwort von Wilhelm Bartsch. 2021.

„Wolfgang Hilbig“. Hg. und ausgewählt von Richard Pietraß. Grafik von Gerda Lepke. Wilhelmshorst (Märkischer Verlag) 2009. (= Poesiealbum 284).

„Sphinx. Texte aus dem Nachlass“. Hg. von Michael Opitz. Leipzig (Connewitzer Verlagsbuchhandlung) 2019.

„Ich unterwerfe mich nicht der Zensur“. Briefe an DDR-Ministerien, Minister und Behörden“. In: Neue Rundschau, 2021. H.2.

Theater

„Nachtgeschwister“. Nach Natascha Wodin und Wolfgang Hilbig. Uraufführung: Theater unterm Dach, Berlin, 8.3.2012. Regie: Anja Schneider.

Sekundärliteratur

Faust, Siegmars: „Hilf mir und sieh wie meine zornige Zunge blutet. Über Wolfgang Hilbig“. In: L'76. 1978. H.10. S.84–88.

Zehm, Günter: „Gelbes Gras vor den Abraumhalden“. In: Die Welt, 29.9.1979. (Zu: „abwesenheit“).

Corino, Karl: „Nach dem Krieg das Aufräumen vergessen“. In: Stuttgarter Zeitung, 9.10.1979. (Zu: „abwesenheit“).

Hartung, Harald: „Das schreiende Amt des Dichters“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.10.1979. (Zu: „abwesenheit“).

Schmitt, Hans-Jürgen: „Überleben durch Poesie“. In: Frankfurter Rundschau, 10.10.1979. (Zu: „abwesenheit“).

Meyer, Barbara: „Gestaltete Leere“. In: Neue Zürcher Zeitung, 12.10.1979. (Zu: „abwesenheit“).

Faust, Siegmars: „Eine Freiheit in mir, die mit Mauern starrt“. In: Neue Deutsche Hefte. 1979. H.4. S.769–778. (Zu: „abwesenheit“).

Faust, Siegmars: „Ernste Zuschriften nach Meuselwitz“. In: Die Welt, 14.2.1981. (Zu: „abwesenheit“).

- Heise, Hans-Jürgen:** „Abwesenheit“. In: Die Zeit, 16. 10. 1981.
- Hg.: „Sozialistischer Surrealismus“. In: Neue Zürcher Zeitung, 12. 2. 1982. (Zu: „Neomond“).
- Ayren, Armin:** „Der wahrhaftig lernende Rezensent“. In: Stuttgarter Zeitung, 13. 3. 1982. (Zu: „Neomond“).
- Bub, Dieter:** „Der Weg des Wolfgang H.“. In: stern, 1. 7. 1982.
- Thibaut, Matthias:** „Die Aufklärung des Trübsinns“. In: Frankfurter Rundschau, 14. 8. 1982. (Zu: „Neomond“).
- Fühmann, Franz:** „Praxis und Dialektik der Abwesenheit“. In: Merkur. 1982. H. 10. S. 966–977. (Zu: „abwesenheit“).
- Schacht, Ulrich:** „Das Paradies als morbide Landschaft“. In: Deutschland Archiv. 1983. H. 5. S. 543–547. (Zu: „Neomond“).
- Corino, Karl:** „Hölderlin aus Sachsen?“. In: Stuttgarter Zeitung, 19. 12. 1983. (Porträt).
- Bilke, Jörg Bernhard:** „Hilbig und die Zensur“. In: Bayernkurier, 31. 3. 1984.
- Corino, Karl:** „Brüder-Grimm-Preis für Wolfgang Hilbig“. In: Deutschland Archiv. 1984. H. 3. S. 324–330. (Laudatio).
- Zeißler, Armin:** „Anwesenheit“. In: Neue Deutsche Literatur. 1984. H. 3. S. 151–154. (Zu: „stimme“).
- Hähnel, Michael:** „stimme stimme“. In: Sonntag, 8. 7. 1984.
- Leistner, Bernd:** „... und alle Tage wäre das Fest“. In: Sinn und Form. 1985. H. 1. S. 218–222. (Zu: „stimme“).
- Harig, Ludwig:** „Man lebt nicht nur einmal“. In: Süddeutsche Zeitung, 28. 3. 1985 (Zu: „Brief“).
- Wallmann, Jürgen P.:** „Die Elbe als Styx“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 30. 6. 1985. (Zu: „Brief“).
- Bilke, Jörg Bernhard:** „Der Brief“. In: Neue Deutsche Hefte. 1985. H. 3. S. 601–603.
- Schulz, Genia:** „Die Angst vor Beethoven“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2. 7. 1985. (Zu: „Brief“).
- Lüdke, Martin:** „Aus dem Bewußtsein meiner Magengrube“. In: Der Spiegel, 8. 7. 1985. Auch in: ders.: Für den SPIEGEL geschrieben: Eine kleine Literaturgeschichte. Reinbek (Rowohlt) 1991. (= rororo 8898). S. 57–62. (Zu: „Brief“).
- Schacht, Ulrich:** „Bilder aus dem Theater der Macht“. In: Die Welt, 27. 7. 1985. (Zu: „Brief“).
- Stamer, Uwe:** „Ein Schüler Kafkas aus Leipzig“. In: Stuttgarter Zeitung, 3. 8. 1985. (Zu: „Brief“).
- Wuthenow, Ralph Rainer:** „Erkundungen“. In: Frankfurter Rundschau, 24. 8. 1985. (Zu: „Brief“).
- Meyer, Barbara:** „Eingeschlossen im Schreckenskabinett“. In: Neue Zürcher Zeitung, 15./16. 9. 1985. (Zu: „Brief“).

Hegewald, Wolfgang: „Die Verschwörung namens Wirklichkeit“. In: Die Zeit, 8. 11. 1985. (Zu: „Brief“).

Mechtenberg, Theo: „Literatur als Plädoyer für eine zweite Wirklichkeit. Anmerkungen zum poetologischen Programm von Gert Neumann, Wolfgang Hilbig und Wolfgang Hegewald“. In: Deutschland Archiv. 1986. H.3. S.285–293.

Schacht, Ulrich: „Wolfgang Hilbig, er bleibt sich immer treu“. In: Die Welt, 30.9.1986. (Zu: „versprengung“).

Zenke, Thomas: „Selbstachtung als Passion“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.9.1986. (Zu: „versprengung“).

Krolow, Karl: „Schreiben bei Gewitterlicht“. In: Stuttgarter Zeitung, 1. 10. 1986. (Zu: „versprengung“).

Kurz, Konrad Paul: „Mit grauer Faust traumverloren“. In: Süddeutsche Zeitung, 4. 12. 1986. (Zu: „versprengung“).

Schulz, Genia: „Graphomanien. Zur Prosa Wolfgang Hilbigs“. In: Merkur. 1987. H.5. S.413–418.

Meyer, Barbara: „Innen und aussen Phantome“. In: Neue Zürcher Zeitung, 14. 5. 1987. (Zu: „Territorien der Seele“).

Faust, Siegmund: „Weiber mit Oberarmen aus Eisen“. In: Die Welt, 12. 9. 1987. (Zu: „Weiber“).

Corino, Karl: „Wo die Neurosen blühen“. In: Stuttgarter Zeitung, 6. 10. 1987. (Zu: „Weiber“).

Irro, Werner: „Gewinnen, was man verloren hat“. Gespräch. In: Frankfurter Rundschau, 7. 10. 1987.

Schmitt, Hans-Jürgen: „Ich jage allein im Wahnsinn meiner Träume“. In: Süddeutsche Zeitung, 7. 10. 1987. (Zu: „Weiber“).

Steinert, Hajo: „Der Mann im Keller“. In: Die Zeit, 30. 10. 1987. (Zu: „Weiber“).

Schütte, Wolfram: „Mutter-Land und Vater Staat“. In: Frankfurter Rundschau, 7. 11. 1987. (Zu: „Weiber“).

Wittstock, Uwe: „Kellerreden von Jack the Ripper“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28. 11. 1987. Unter dem Titel „Schmutzige Zeichen“ auch in: ders.: Von der Stalinallee zum Prenzlauer Berg. München (Piper) 1989. (= Serie Piper 1136). S.203–207. (Zu: „Weiber“).

Müller, Adrian: „Mit allen Fasern in der Hölle“. In: Neue Zürcher Zeitung, 14. 10. 1988. (Zu: „Weiber“).

Sauerland, Karol: „Die Macht ist ein Nichts“. In: Neue Zürcher Zeitung, 14. 10. 1988. (Zu der Erzählung: „Beschreibung II“ aus „Brief“).

Mohr, Peter: „Wolfgang Hilbig: ‚Eine Übertragung‘“. In: Neue Deutsche Hefte. 1989. H.2. S.327–328.

Raddatz, Fritz J.: „Schmuggelware, Geheimschrift“. In: Die Zeit, 6. 10. 1989. (Zu: „Übertragung“).

Schmitt, Hans-Jürgen: „Durchs Nadelöhr des Subjekts“. In: Süddeutsche Zeitung, 10. 10. 1989. (Zu: „Übertragung“).

- Steinert, Hajo:** „Ein bewusstseinstrübender Dunst aus Bohnerwachs, Urin und Kräutertee-Ersatz“. In: Die Weltwoche, 12. 10. 1989. (Zu: „Übertragung“).
- Götze, Karl-Heinz:** „Stalins Tod und der Wille zur Vorstellung“. In: Deutsche Volkszeitung/die tat, 13. 10. 1989. (Zu: „Übertragung“).
- Rietzschel, Thomas:** „Glücksbefehle“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23. 12. 1989. (Zu: „Übertragung“).
- Theobaldy, Jürgen:** „Im Niemandsland der Zeiten“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10. 2. 1990. Auch in: Frankfurter Anthologie. Bd. 14. Frankfurt/M., Leipzig (Insel) 1991. S. 276–277. (Zu dem Gedicht: „die ruhe auf der flucht“).
- Zimmermann, Harro:** „Leuchtfäden in der Schattenwelt“. In: Frankfurter Rundschau, 24. 2. 1990. (Zu: „Übertragung“).
- Meyer, Barbara:** „Krähen über dem Chaos“. In: Neue Zürcher Zeitung, 16. 3. 1990. (Zu: „Übertragung“).
- Zimmermann, Harro:** „Sprache war für mich zwingende Suchbewegung“. Gespräch. In: Frankfurter Rundschau, 20. 6. 1990.
- Harig, Ludwig:** „In der Gegenrichtung“. In: Süddeutsche Zeitung, 21./22. 7. 1990. (Zu: „Tonfall“).
- Steinert, Hajo:** „Unbeirrt“. In: Die Zeit, 2. 11. 1990. (Zu: „Tonfall“).
- Hinck, Walter:** „In der Tiefe saugt ein Leviathan Feuer und Wasser“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2. 3. 1991. (Zu: „Abdeckerei“).
- Schmitt, Hans-Jürgen:** „Heftige Suchbewegungen im sächsischen Urgestein“. In: Süddeutsche Zeitung, 21. 3. 1991. (Zu: „Abdeckerei“).
- Lüdke, Martin:** „Rauschen in Meuselwitz“. In: Die Zeit, 22. 3. 1991. (Zu: „Abdeckerei“).
- Hielscher, Martin:** „Landschaft der toten Seelen“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 29. 3. 1991. (Zu: „Abdeckerei“).
- Wuthenow, Ralph Rainer:** „Landschaften, Untergänge“. In: Frankfurter Rundschau, 30. 3. 1991. (Zu: „Abdeckerei“).
- Meyer, Barbara:** „Einverleibung der Vergangenheit“. In: Neue Zürcher Zeitung, 26. 4. 1991. (Zu: „Abdeckerei“).
- Titze, Marion:** „... und Seiten, die so peinigend sind“. In: Freitag, 26. 4. 1991. (Zu: „Abdeckerei“).
- Welke, Dunja:** „Wenn ich gelitten habe, dann ebenso wie die anderen“. Gespräch. In: Freitag, 17. 5. 1991.
- Ramm, Klaus J.:** „Schlachthof, Leichenhaus, Giftküche“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 16. 6. 1991. (Zu: „Abdeckerei“).
- Krieg, Karl:** „Wolfgang Hilbig: ‚Alte Abdeckerei‘“. In: Passauer Pegasus. 1991. Nr. 17. S. 81–82.
- Endler, Adolf:** „Hölle / Maelstrom / Abwesenheit. Fragmente über Wolfgang Hilbig“. In: Neue Deutsche Literatur. 1991. H. 9. S. 9–35. Auch in: Wolfgang Hilbig: zwischen den paradiesen. Leipzig (Reclam) 1992. (= Reclam-Bibliothek 1419). S. 313–344.

- Rosenlöcher, Thomas:** „Der Text von unten. Elf Kapitel zu Wolfgang Hilbig. Anlässlich seiner Erzählung ‚Alte Abdeckerei‘“. In: Sinn und Form. 1991. H.5. S.892–901.
- Zimmermann, Harro:** „Alle Aufklärung kommt aus dem Mythos“. In: Süddeutsche Zeitung, 11./12. 1. 1992. (Porträt).
- Buselmeier, Michael:** „Sehnsucht nach Anwesenheit“. In: Freitag, 13. 3. 1992. (Zu dem Gedicht: „abwesenheit“).
- Schmitt, Hans-Jürgen:** „Poesie einer Figurenentrümpelung“. In: Süddeutsche Zeitung, 7. 5. 1992. (Zu: „er, nicht ich“ und „zwischen den paradiesen“).
- Böttiger, Helmut:** „Der Tagebau als visionärer Ort“. In: Frankfurter Rundschau, 25. 8. 1992. (Zu: „zwischen den paradiesen“).
- Drawert, Kurt:** „Ende der Illusionen“. In: Die Zeit, 2. 10. 1992. (Zu: „zwischen den paradiesen“).
- Krätzer, Jürgen:** „sprachgeflacker in den schläfen der selbstsucht“. In: die horen. 1992. H.166. S.233–236. (Zu: „zwischen den paradiesen“).
- Lange, Hartmut:** „Balanceakt mit Kafka und Kinderwagen“. In: Die Welt, 25. 3. 1993. (Zu: „Grünes Grab“).
- Kühlmann, Wilhelm:** „Angst vor der Utopie“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30. 3. 1993. (Zu: „Grünes Grab“).
- Radisch, Iris:** „Papiergezitter“. In: Die Zeit, 2. 4. 1993. (Zu: „Grünes Grab“).
- Renger, Reinhard:** „Ganz schön am Abgrund“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 30. 4. 1993. (Zu: „Grünes Grab“).
- Berger, Christel:** „Die übermächtige Last des Fremdseins“. In: Berliner Zeitung, 13. 5. 1993. (Zu: „Grünes Grab“).
- Schwartz, Leonore:** „Sinnbilder eines Staates in Auflösung“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 16. 5. 1993. (Zu: „Grünes Grab“).
- Cramer, Sibylle:** „Bilder aus den letzten Tagen des DDR-Sozialismus“. In: Süddeutsche Zeitung, 3. 6. 1993. (Zu: „Grünes Grab“).
- Zimmermann, Harro:** „Sprachlose Landschaften“. In: Frankfurter Rundschau, 3. 7. 1993. (Zu: „Grünes Grab“).
- Geisel, Sieglinde:** „Der Negation verhaftet“. In: Neue Zürcher Zeitung, 16. 7. 1993. (Zu: „Grünes Grab“).
- Böttiger, Helmut:** „Der Schatten der Existenz, der Genitiv des Menschen“. In: Frankfurter Rundschau, 14. 8. 1993. (Zu: „Ich“).
- Jung, Werner:** „Wer spricht hier?“. In: Freitag, 20. 8. 1993. (Zu: „Ich“).
- Walther, Peter:** „Die Droge Theorie“. In: die tageszeitung, 21. 8. 1993. (Zu: „Ich“).
- Jung, Werner:** „Abwesenheit – Anwesenheit“. In: Neue Deutsche Literatur. 1993. H.9. S.125–128. (Zu: „zwischen den paradiesen“ und „Grünes Grab“).
- Stadler, Siegfried:** „Die Krankheit Lüge“. In: Die Presse, Wien, 4. 9. 1993. (Zu: „Ich“).
- Löffler, Sigrid:** „DDR-Götterdämmerung“. In: profil, 27. 9. 1993. (Zu: „Ich“).

Schmitt, Hans-Jürgen: „IM-Dichter oder Friseur“. In: Süddeutsche Zeitung, 28.9.1993. (Zu: „Ich“).

Saab, Karim: „Die DDR-Literatur hatte völlig resigniert“. Gespräch. In: Märkische Allgemeine, 1.10.1993.

Schirmacher, Frank: „Wir waren der Schatten des Lebens, wir waren der Tod“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.10.1993. (Zu: „Ich“).

Schwartz, Leonore: „An der Seele des Menschen geschnüffelt“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 5.10.1993. (Zu: „Ich“).

Geißler, Cornelia: „Cambert, der Spitzel stinkt“. In: Berliner Zeitung, 6.10.1993. (Zu: „Ich“).

Steinert, Hajo: „Die Treue zur ostzonalen Provinz“. In: Die Weltwoche, 7.10.1993. (Zu: „Ich“).

Baumgart, Reinhard: „Quasi-Stasi“. In: Die Zeit, 8.10.1993. (Zu: „Ich“).

Decker, Gunnar: „Ein Fest, nicht Klage ungewordener Möglichkeiten“. In: Neue Deutsche Literatur. 1993. H.11. S.109–111. (Zu dem Gedicht: „geflüster“).

Leistner, Bernd: „Die Macht des faulen Zaubers“. In: Neue Deutsche Literatur. 1994. H.1. S.156–158. (Zu: „Ich“).

Fühmann, Franz: „Briefe an Christa Wolf, Klaus Schlesinger und Wolfgang Hilbig“. In: Sinn und Form. 1994. H.2. S.299–308.

Böttiger, Helmut: „Dichtung als Geheimdienst“. In: Frankfurter Rundschau, 5.2.1994.

Michaelis, Rolf: „Laudatio auf Wolfgang Hilbig. Bremer Literaturpreis 1994“. In: Sprache im technischen Zeitalter. 1994. H.129. S.9–13.

Seibt, Gustav: „Der Hochofenwald“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25.6.1994. (Zu: „Arbeit“).

Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): „Wolfgang Hilbig“. TEXT + KRITIK. 1994. H.123. (Mit Beiträgen von Helmut Böttiger, Sibylle Cramer, Jan Faktor, Erk Grimm, Ludwig Harig, Wolfgang Hilbig, Werner Jung, Uwe Kolbe, Karol Sauerland, Jan Strümpel und Ralph Rainer Wuthenow).

Lengauer, Hubert: „Wolfgang Hilbig: ‚Ich‘“. In: Wespennest. 1994. Nr.95. S.97–99.

Jung, Werner: „Die Abwesenheit als Ort der Poesie“. Gespräch. In: Neue Deutsche Literatur. 1994. H.5. S.8–20.

Halter, Martin: „Der Müllmann seines Volkes“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.10.1994. (Zu: „Kunde“).

Wuthenow, Ralph Rainer: „Die Abraumhalde“. In: Frankfurter Rundschau, 5.10.1994. (Zu: „Kunde“).

Damerau, Burghard: „Mann im Müll“. In: Wochenpost, 6.10.1994. (Zu: „Arbeit“ und „Kunde“).

Auffermann, Verena: „Gesang von Asche und Müdigkeit“. In: Die Zeit, 7.10.1994. (Zu: „Arbeit“ und „Kunde“).

Dennerle, Iris: „Ein Dichter gibt Nachricht vom Leben auf dem Müll“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 3.12.1994. (Zu: „Kunde“).

- Kühne, Andreas:** „Hinterland des Fortschritts“. In: Süddeutsche Zeitung, 7.12.1994. (Zu: „Arbeit“ und „Kunde“).
- Mechtenberg, Theo:** „Simulierte Identität und Wirklichkeit. Wolfgang Hilbigs Roman ‚Ich‘ vom Ende des Stasistaats“. In: Deutsche Studien. 1994. H.123/124. S.217–226.
- Wittstock, Uwe** (Hg.): „Wolfgang Hilbig. Leben und Werk“. Frankfurt/M. (Fischer) 1994. (= Fischer Taschenbuch 12253).
- Köhler, Andrea:** „Im Reich der Asche“. In: Neue Zürcher Zeitung, 20.1.1995. (Zu: „Kunde“ und „Arbeit“).
- Braun, Michael:** „Realismus des Unheimlichen“. In: Neue Deutsche Literatur. 1995. H.1. S.171–173. (Zu: „Kunde“ und „Arbeit“).
- Jung, Werner:** „Aus der Asche“. In: Freitag, 3.2.1995. (Zu: „Kunde“).
- Wehdeking, Volker:** „Ein Glücksfall für die Literatur. Der Weg des Schriftstellers Wolfgang Hilbig“. In: Lesart. 1995. H.2. S.36–37.
- Herzinger, Richard:** „Samisdat gegen die Autogesellschaft?“. In: Die Zeit, 3.11.1995. (Zu: „Abriß der Kritik“).
- Zimmermann, Harro:** „Schwestern im Bedeutungsschwund“. In: Frankfurter Rundschau, 28.11.1995. (Zu: „Abriß der Kritik“).
- Forderer, Christof:** „Doppelgängerfiguren und Abwesenheitssyndrom. Zur ‚ontologischen Schwäche‘ von Wolfgang Hilbigs Protagonisten“. In: Weimarer Beiträge. 1996. H.1. S.54–67.
- Bott, Marie-Luise:** „Die Verteidigung der Kritik und das Lob der Arbeiter“. In: Badische Zeitung, 16.3.1996. (Zu: „Abriß der Kritik“).
- Winkels, Hubert:** „Poetisches Urgestein“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 15.11.1996.
- Kane, Martin:** „Writing as precarious salvation. The work of Wolfgang Hilbig“. In: Arthur Williams u.a. (Hg.): Contemporary German writers, their aesthetics and their language. Bern (Lang) 1996. S.71–82.
- Winkels, Hubert:** „Die Hilbigsche Dämmerung“. In: Neue Deutsche Literatur. 1997. H.1. S.174–178. (Laudatio zur Verleihung des Ehrenpreises der Deutschen Schiller-Stiftung).
- Cramer, Sibylle:** „Rhetorischer Spannbeton beim weiten Brückenschlag der Satzperioden“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 9.4.1997. (Gekürzte Fassung der Laudatio zur Verleihung des Fontane-Preises).
- Magenau, Jörg:** „Literatur ist etwas Triebhaftes“. Gespräch. In: die tageszeitung, 7./8.6.1997.
- Reid, James H.:** „territories of the soul“. ‚Sujet‘ und ‚Geschichte‘ in Wolfgang Hilbig’s ‚Eine Übertragung‘. In: German Monitor. 1997. H.40. S.92–108.
- Bott, Marie-Luise:** „Freiheit entsteht durch das Nein“. Gespräch. In: Freitag, 18.7.1997.
- Kolbe, Uwe:** „die versprengung“. Über Wolfgang Hilbig“. In: Neue Rundschau. 1997. H.3. S.152–154.

- Bauer, Gerhard:** „Was heißt hier Subversion? Anhaltspunkte aus Wolfgang Hilbigs Prosa“. In: Karol Sauerland (Hg.): Das Subversive in der Literatur, die Literatur als das Subversive. Toruń (Wydawn. Uniw. Mikołaja Kopernika) 1997. S.109–120.
- Schulz, Gerhard:** „Drei Ebenen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7. 11. 1998. Auch in: Frankfurter Anthologie. Bd.22. Frankfurt/M. (Insel) 1999. S.226–229. (Zu dem Gedicht: „novalis“).
- Welzel, Klaus:** „Utopieverlust. Die deutsche Einheit im Spiegel ostdeutscher Autoren“. Würzburg (Königshausen & Neumann) 1998. (= Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft 242).
- Grombacher, Welf:** „In der Narrenfreiheit“. In: Frankfurter Rundschau, 14. 7. 1999. (Gespräch).
- Geißler, Cornelia:** „Der Unbehauste“. In: Berliner Zeitung, 19./20. 2. 2000. (Zu: „Provisorium“).
- Schoeller, Wilfried F.:** „Letzte Zuflucht nach dem Ortswechsel: der Roman“. In: Süddeutsche Zeitung, 19./20. 2. 2000. (Zu: „Provisorium“).
- Hillgruber, Katrin:** „Orpheus der schwarzen Bahnhöfe“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 21. 2. 2000. (Zu: „Provisorium“).
- März, Ursula:** „In der deutschen Vorhölle“. In: Die Zeit, 24. 2. 2000. (Zu: „Provisorium“).
- Schulze, Ingo:** „Um Kopf und Kragen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 25. 2. 2000. (Zu: „Provisorium“).
- Rathgeb, Eberhard:** „Seele, ostwärts“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26. 2. 2000. (Zu: „Provisorium“).
- Cooke, Paul:** „Das schreiende Amt‘. The ‚bourgeois‘ tradition and the problem of ‚objectivity‘ in Wolfgang Hilbig’s ‚abwesenheit‘“. In: German Life & Letters. 2000. H.2. S.261.
- Baron, Ulrich:** „Die Hölle mit Wörtern füllen“. In: Die Welt, 4. 3. 2000. (Zu: „Provisorium“).
- Poppe, Grit:** „Dämonen in der Seele“. In: Der Spiegel, 6. 3. 2000. (Zu: „Provisorium“).
- Böttiger, Helmut:** „Die Jagdhunde bellen“. In: Frankfurter Rundschau, 22. 3. 2000. (Zu: „Provisorium“).
- Bartels, Gerrit:** „Innenraummonster“. In: die tageszeitung, 23. 3. 2000. (Zu: „Provisorium“).
- Cramer, Sibylle:** „Biographie. Ein Roman“. In: Neue Zürcher Zeitung, 23. 3. 2000. (Zu: „Provisorium“).
- Arend, Ingo:** „Die Anrufung des toten Gottes“. In: Freitag, 24. 3. 2000. (Zu: „Provisorium“).
- Demmer, Erich:** „Hoffnungslos gescheitert im Gelobten Land“. In: Die Presse, Wien, 25. 3. 2000. (Zu: „Provisorium“).
- Jung, Werner:** „Leben im Halbschlaf“. In: Neue Deutsche Literatur. 2000. H.3. S.164–165. (Zu: „Provisorium“).

Bordeaux, Sylvie M.: „Literatur als Subversion. Eine Untersuchung des Prosawerkes von Wolfgang Hilbig“. Göttingen (Cuvillier) 2000.

Cooke, Paul: „Countering ‚Realitätsverlust‘: Wolfgang Hilbig and the ‚postmodern condition‘“. In: Ronald Speirs (Hg.): *The writer's morality / Die Moral der Schriftsteller: Festschrift für Michael Butler*. Bern (Lang) 2000. S.121–142.

Barwinski Fäh, Rosmarie: „Die Angst der Abwesenden vor der Abwesenheit. Ausdrucksformen der An- und Abwesenheit in Wolfgang Hilbigs Prosatexten“. In: *Trauma*. Hg. von Wolfram Mauser und Carl Pietzcker. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2000. S.181–192.

Cooke, Paul: „Speaking the taboo. A study of the work of Wolfgang Hilbig“. Amsterdam (Rodopi) 2000.

Wieczorek, Stefan: „Nachdenken über C.“. In: *wortlaut*. 2000. H.3. S.23. (Zu: „Provisorium“).

Cooke, Paul: „Continuity and taboo: sexual repression and ‚Vergangenheitsbewältigung‘ in Wolfgang Hilbig's ‚Die Weiber‘“. In: ders. / Jonathan Grix (Hg.): *East Germany: continuity and change*. Amsterdam (Rodopi) 2000. S.3–14.

Schmitz, Walter: „Gottes Abwesenheit? Ost-West-Passagen in der Erzählprosa Wolfgang Hilbigs in den 90er Jahren“. In: Volker Wehdekind (Hg.): *Mentalitätswandel in der deutschen Literatur zur Einheit (1990–2000)*. Berlin (E. Schmidt) 2000. S.111–132.

Schoor, Uwe/Bauer, Gerhard: „Das tickende Fleisch unterm Gras. Wolfgang Hilbig, ‚Alte Abdeckerei‘“. In: Gerhard Bauer / Robert Stockhammer (Hg.): *Möglichkeitssinn. Phantasie und Phantastik in der Erzählliteratur des 20. Jahrhunderts*. Wiesbaden (Westdeutscher Verlag) 2000. S.239–253.

Uerlings, Herbert: „Novalis und die Moderne. Seghers – Hilbig – Benn – Bachmann“. In: ders. (Hg.): *Blüthenstaub*. Tübingen (Niemeyer) 2000. S.7–41.

Krätzer, Jürgen: „Wolfgang Hilbig: Kein Provisorium“. In: *die horen*. 2001. H.3. S.153–162. (Zu: „Provisorium“).

Wolf, Susanne/Zoller, Camilla: „Für einen Schriftsteller, der einen Text schreibt, ist die Welt immer auf irgendeine Weise provisorisch...“. Gespräch. In: *die horen*. 2001. H.3. S.144–151. (Zu: „Provisorium“).

Wuthenow, Ralph Rainer: „Anwesend!“. In: *Die Zeit*, 30.8.2001. (Zum 60. Geburtstag).

Böttiger, Helmut: „Des Zufalls schiere Ungestalt“. Gespräch. In: *Der Tagesspiegel*, Berlin, 31.8.2001. (Zum 60. Geburtstag).

Grombacher, Welf: „Ein Jongleur der Elemente“. In: *Rheinische Post*, 31.8.2001. (Zum 60. Geburtstag).

Haase, Horst: „Weisheit eines Geplagten“. In: *Neues Deutschland*, 31.8.2001. (Zum 60. Geburtstag).

Kämmerlings, Richard: „Geschichte und Geruchssinn“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 31.8.2001. (Zum 60. Geburtstag).

Gabriel, Nicole: „Un parfum de Genet. ‚Das Provisorium‘ de Wolfgang Hilbig“. In: *Allemagne d'aujourd'hui*. 2001. H.157. S.180–191. (Zu: „Provisorium“).

- böt:** „Die Geburt eines Schriftstellers“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 7. 10. 2001. (Zu: „Bilder“).
- Hartung, Harald:** „Traumbuch der Moderne“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6. 11. 2001. (Zu: „Bilder“).
- Cramer, Sibylle:** „Ich bin des Zufalls schiere Ungestalt“. In: Frankfurter Rundschau, 10. 11. 2001. (Zu: „Bilder“).
- Cooke, Paul:** „The ‚Krimi‘ and the criminal state: Wolfgang Hilbig’s ‚Eine Übertragung‘“. In: Modern Language Review. Bd.96.2001.S. 1029–1041.
- Haase, Michael:** „Eine Frage der Aufklärung. Literatur und Staatssicherheit in den Romanen von Fritz Rudolf Fries, Günter Grass und Wolfgang Hilbig“. Frankfurt/M. (Lang) 2001.
- Symmank, Markus:** „Schriftgezipf“. In: Poesie als Auftrag. Festschrift für Alexander von Bormann. Hg. von Dagmar Ottmann / Markus Symmank unter Mitarbeit von Constanze Keutler. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2001. S.217–228. (Zu: „Abdeckerei“).
- Wucherpennig, Wolf:** „Identität an den Rändern des Todes: Wolfgang Hilbigs ‚Alte Abdeckerei‘“. In: Christa Grimm (Hg.): Mannigfaltigkeit der Richtungen. Leipzig (Leipziger Universitäts-Verlag) 2001. S.123–142.
- Geist, Peter:** „Das Erzählen der Bilder“. In: Neue Deutsche Literatur. 2002. H.2. S.159–162. (Zu: „Bilder vom Erzählen“).
- Hillgruber, Katrin:** „Lädiertes Ich im Mondlicht“. In: Frankfurter Rundschau, 3. 4. 2002. (Zum Peter Huchel-Preis).
- Fronz, Hans-Dieter:** „Schwarz ist der Tag“. In: Badische Zeitung, 4. 4. 2002. (Zum Peter Huchel-Preis).
- Braun, Michael:** „Nachtwanderer der Moderne“. In: Frankfurter Rundschau, 3. 5. 2002. (Zum Büchner-Preis).
- Schulte, Bettina:** „Endgültige Ankunft im Westen“. In: Badische Zeitung, 3. 5. 2002. (Zum Büchner-Preis).
- Steinfeld, Thomas:** „Diese Nase gehört dem Ernstfall“. In: Süddeutsche Zeitung, 3. 5. 2002. (Zum Büchner-Preis).
- Wittstock, Uwe:** „Der Büchner-Preis geht an Wolfgang Hilbig, einen großen Vertreter der literarischen Moderne“. In: Die Welt, 3. 5. 2002.
- Messmer, Susanne:** „Der Enthüller“. In: die tageszeitung, 4. 5. 2002. (Zum Büchner-Preis).
- Schulze, Ingo:** „Was Herr Voland in Meuselwitz machte“. In: Süddeutsche Zeitung, 4. 5. 2002. (Zum Büchner-Preis).
- Spiegel, Hubert:** „Der apokalyptische Reiter von Meuselwitz“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4. 5. 2002. (Zum Büchner-Preis).
- Verdofsky, Jürgen:** „Arbeit am Dampfkessel“. In: Stuttgarter Zeitung, 4. 5. 2002. (Zum Büchner-Preis).
- Winkels, Hubert:** „Der apokalyptische Heizer von Meuselwitz“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4. 5. 2002. (Zum Büchner-Preis).

- Kosler, Hans Christian:** „Düstere Sprachmagie“. In: Neue Zürcher Zeitung, 4./5.5.2002. (Zum Büchner-Preis).
- Finger, Evelyn:** „Vorsicht Applaus“. In: Die Zeit, 8.5.2002. (Zum Büchner-Preis).
- Laschen, Gregor:** „...diese langen Traditionen der Dämmerung am Ende der Neuzeit“. Laudatio anlässlich der Verleihung des Peter-Huchel-Preises. In: die horen. 2002. H.2. S.173–181.
- Schuh, Franz:** „Über der Mischmaschine“. In: Die Zeit, 15.8.2002. (Zu: „Erzählungen“).
- Bott, Marie-Luise:** „Als wäre ich ein Schriftsteller“. Gespräch. In: Neue Rundschau. 2002. H.3. S.73–79. (Zu: „Vom Erzählen“).
- Bott, Marie-Luise:** „Odyssee 2001“. In: die horen. 2002. H.3. S.40–64. (Zu: „Vom Erzählen“).
- Kunckel, Susanne:** „Schreiben kann ich – leben nicht“. In: Welt am Sonntag, 6.10.2002. (Zum Büchner-Preis).
- Hage, Volker / Höbel, Wolfgang:** „Leben habe ich nicht gelernt“. In: Der Spiegel, 14.10.2002. (Zum Büchner-Preis).
- Opitz, Michael:** „Die Bewohner der Randbereiche“. In: Freitag, 25.10.2002. (Zum Büchner-Preis).
- Hanika, Iris / Rebhandl, Bert:** „Das ist die Hölle, im Grunde genommen“. In: Der Standard, Wien, 26.10.2002. (Gespräch).
- Bucheli, Roman:** „Die kurzen Bewegungen der unteren Gesichtshälfte“. In: Neue Zürcher Zeitung, 26./27.10.2002. (Zum Büchner-Preis).
- Messmer, Susanne:** „Dieses blutige Land in unserem Innern“. In: die tageszeitung, 26./27.10.2002. (Porträt).
- Windisch, Bernhard:** „Der radikale Sprachwüter“. In: Nürnberger Nachrichten, 26./27.10.2002. (Zum Büchner-Preis).
- Hartwig, Ina:** „Vom universellen Laster des Alleinseins“. In: Frankfurter Rundschau, 28.10.2002. (Zum Büchner-Preis).
- Kegler, Michael:** „Leuchten in Abgründe“. In: Neues Deutschland, 28.10.2002. (Zum Büchner-Preis).
- Rüdenauer, Ulrich:** „Gegen die Wortlosigkeit“. In: Mannheimer Morgen, 28.10.2002. (Zum Büchner-Preis).
- Schulte, Bettina:** „Das Geheimnis im Keller“. In: Badische Zeitung, 28.10.2002. (Zum Büchner-Preis).
- Braun, Michael:** „Alles hohl da unten“. In: Basler Zeitung, 29.10.2002. (Zum Büchner-Preis).
- Klein, Georg:** „Die Blumen der Mitwelt“. Laudatio zur Verleihung des Büchner-Preises. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29.10.2002.
- Eger, Christian:** „Es fährt ein Zug nach Leuna-Süd“. In: Mitteldeutsche Zeitung, 9.11.2002. (Zum Walter-Bauer-Literaturpreis).

Sistig, Sabine: „Wandel der Ich-Identität in der Postmoderne? Zeit und Erzählen in Wolfgang Hilbigs ‚Ich‘ und Peter Kurzecks ‚Keiner stirbt‘“. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2002.

Symmank, Markus: „Karnevaleske Konfiguration in der deutschen Gegenwartsliteratur. Untersuchungen anhand ausgewählter Texte von Wolfgang Hilbig, Stephan Krawczyk, Katja Lange-Müller, Ingo Schulze und Stefan Schütz“. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2002.

Garbe, Joachim: „‚Holocaust & Gulag‘. Zur Prosa Wolfgang Hilbigs“. In: Acta Germanica. German Studies in Africa/Jahrbuch des Germanistenverbandes im südlichen Afrika. 2002/2003. H.30/31. S.87–98.

Merkel, Ulrich: „Selbstreferenz und Selbsterschaffung aus dem Möglichkeitssinn. Beobachtungen zu Struktur und Sprache des Romans der Neuzeit (Moderne, Postmoderne) am Beispiel von Grimmels ‚Simplicissimus‘, Christa Wolfs ‚Kindheitsmuster‘, Wolfgang Hilbigs ‚Ich‘“. In: Weimarer Beiträge. 2003. H.1. S.80–95.

Bucheli, Roman: „Aschgraue Erinnerung“. In: Neue Zürcher Zeitung, 20.2.2003. (Zu: „Schlaf“).

Hillgruber, Katrin: „Hymna an die Nacht“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 23.2.2003. (Zu: „Schlaf“).

Törne, Dorothea von: „Sehnsucht, Ort der Gewitter“. In: Mitteldeutsche Zeitung, 15.3.2003. (Zu: „Schlaf“).

Bisky, Jens: „Ins Wasser gehen“. In: Süddeutsche Zeitung, 17.3.2003. (Zu: „Schlaf“).

Böttiger, Helmut: „Meuselwitz-Komplex“. In: Stuttgarter Zeitung, 19.3.2003. (Zu: „Schlaf“).

Cramer, Sibylle: „Die Welt als Kehrlicht“. In: Frankfurter Rundschau, 19.3.2003. (Zu: „Schlaf“).

Killert, Gabriele: „Finsternis, Schweiß, Durst“. In: Die Zeit, Literaturbeilage, 20.3.2003. (Zu: „Schlaf“).

Schütt, Hans-Dieter: „Kafka in Meuselwitz“. In: Neues Deutschland, 20.–23.3.2003. (Zu: „Schlaf“).

Noltze, Holger: „Über Asche“. In: Freitag, 21.3.2003. (Zu: „Schlaf“).

Windisch, Bernhard: „In Schlamm und Asche versunken“. In: Nürnberger Nachrichten, 28.3.2003. (Zu: „Schlaf“).

Magenau, Jörg: „Von Finsternis, Schweiß und Durst“. In: Literaturen. 2003. H.4. S.44–45. (Zu: „Schlaf“).

Steinert, Hajo: „Von wegen Good bye, Lenin“. In: Die Welt, 5.4.2003. (Zu: „Schlaf“).

Groß, Thomas: „Vergegenwärtiger unvollendeter Vergangenheit“. In: Mannheimer Morgen, 7.5.2003. (Zu: „Schlaf“).

Verdofsky, Jürgen: „Zwielicht der Erinnerung“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 9.5.2003. (Zu: „Schlaf“).

Baron, Ulrich: „Von der Klarsicht des Trinkers“. In: Rheinischer Merkur, 22.5.2003. (Zu: „Schlaf“).

- Schwering, Markus:** „Die melancholische Apokalypse“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 24./25. 5. 2003. (Zu: „Schlaf“).
- Bott, Marie-Luise:** „Urwörter der Moderne. Zum Werk von Wolfgang Hilbig“. In: Neue Deutsche Literatur. 2003. H.3. S.90–109.
- Reinacher, Pia:** „Im Lichtschein von Mutters Stubenlampe“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19. 7. 2003. (Zu: „Schlaf“).
- Jung, Werner:** „„Nein, ich habe die Stadt nie wirklich verlassen““. In: Neue Deutsche Literatur. 2003. H.4. S.132–133. (Zu: „Schlaf“).
- Beiküfner, Uta:** „Auf der Kante des Bürgersteigs“. In: Berliner Zeitung, 23. 10. 2003. (Zu: „Schlaf“).
- Langer, Daniela:** „„Kommt es darauf an, ich im richtigen Raum zu sagen‘. Zur Erzähltechnik von Wolfgang Hilbig am Beispiel von ‚Der Brief‘“. In: Literatur in Wissenschaft und Unterricht. 2004. H.4. S.315–332.
- Delhey, Yvonne:** „Schwarze Orchideen und andere blaue Blumen. Reformsozialismus und Literatur in der DDR. Mit Interpretationen zum Werk Christa Wolfs und Wolfgang Hilbigs“. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2005.
- Kleinschmidt, Sebastian:** „Lektion des Heizers“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27. 5. 2006. (Zu dem Gedicht: „fragwürdige rückkehr (altes kesselhaus)“).
- Decker, Gunnar:** „Der grüne Fasan“. In: Neues Deutschland, 31. 8. 2006. (Zum 65. Geburtstag).
- Eger, Christian:** „Der Mann, der aus der Fremde kam“. In: Mitteldeutsche Zeitung, 31. 8. 2006. (Zum 65. Geburtstag).
- Winnen, Angelika:** „Kafka-Rezeption in der Literatur der DDR. Produktive Lektüren von Anna Seghers, Klaus Schlesinger, Gert Neumann und Wolfgang Hilbig“. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2006. (= Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft 527).
- Böttiger, Helmut:** „Abwesenheit“. In: Süddeutsche Zeitung, 4. 6. 2007. (Nachruf).
- Bucheli, Roman:** „Die provisorische Existenz im Doppelleben“. In: Neue Zürcher Zeitung, 4. 6. 2007. (Nachruf).
- Decker, Gunnar:** „Das Meer in Sachsen“. In: Neues Deutschland, 4. 6. 2007. (Nachruf).
- Eger, Christian:** „Im Abseits arbeiten“. In: Mitteldeutsche Zeitung, 4. 6. 2007. (Nachruf).
- Fasthuber, Sebastian:** „Wolfgang Hilbig 1941–2007“. In: Der Standard, Wien, 4. 6. 2007. (Nachruf).
- Geißler, Cornelia:** „Der Grenzgänger“. In: Berliner Zeitung, 4. 6. 2007. (Nachruf).
- Hillgruber, Katrin:** „Der Fasan auf dem Brikettberg in Meuselwitz“. In: Stuttgarter Zeitung, 4. 6. 2007. U.d.T. „Der sächsische Orpheus“ auch in: Der Tagesspiegel, Berlin, 4. 6. 2007. (Nachruf).

- Messmer, Susanne:** „Im Niemandsland“. In: die tageszeitung, 4.6.2007. (Nachruf).
- Schröder, Christoph:** „Wie sich das Ich auflöst“. In: Frankfurter Rundschau, 4.6.2007. (Nachruf).
- Schulze, Ingo:** „Der Boxer und der Duft des Ginsters“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.6.2007. (Nachruf).
- Wittstock, Uwe:** „Literarischer Wegweiser ins Unwegsames und Bodenlose“. In: Die Welt, 4.6.2007. (Nachruf).
- Radisch, Iris:** „Gesänge für eine Leiche“. In: Die Zeit, 6.6.2007. (Nachruf).
- Hametner, Michael:** „Alles ist provisorisch“. In: Freitag, 8.6.2007. (Nachruf).
- März, Ursula:** „Als sie noch jung waren, die Winde“. In: Die Zeit, 14.6.2007. (Zum Begräbnis).
- Bott, Marie-Luise:** „Eingelegte Ruder“. In: die horen. 2007. H.226. S.11–15. (Zu dem Gedicht: „Mittag“).
- Faust, Siegmund:** „Diesem Land zu spät entwichen“. In: Merkur. 2007. H.11. S.1061–1065. (Porträt).
- Marx, Friedhelm:** „Thomas Mann und kein Ende. Thomas-Mann-Rezeption in der Gegenwartsliteratur: Wolfgang Hilbig und Robert Menasse“. In: Ruprecht Wimmer (Hg.): Vom Nachruhm. Frankfurt/M. (Klostermann) 2007. S.113–129.
- „Wolfgang Hilbig“. In: Neue Rundschau. 2008. H.2. Sonderteil. S.49–105. (Mit Beiträgen u.a. von Marcel Beyer, Jürgen Hosemann, Uwe Kolbe und Ingo Schulze).
- Röhnert, Jan Volker:** „Der Tanz auf der Mauer“. In: Süddeutsche Zeitung, 28.5.2008. (Zu: „Gedichte“).
- Braun, Michael:** „Wüste Kohlehalden“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 2.6.2008. (Zu: „Gedichte“).
- Schütt, Hans-Dieter:** „Vom Grenzenlosen eingeschneit“. In: Neues Deutschland, 2.6.2008. (Zum ersten Todestag).
- Wittstock, Uwe:** „Revolution der Windhunde“. In: Die Welt, 23.7.2008. (Zu: „Werke in 7 Bänden“).
- Bott, Marie-Luise:** „Der Workingman singt den Blues“. In: Badische Zeitung, 21.6.2008. (Zu: „Werke in 7 Bänden“).
- Verdofsky, Jürgen:** „Die Sprache eines Feuerfressers“. In: Frankfurter Rundschau, 28.7.2008. (Zu: „Werke. Bd.1. Gedichte“).
- Cammann, Alexander:** „Grüner Fasan auf Brikett“. In: die tageszeitung, 2./3.8.2008. (Zu: „Werke. Bd.1. Gedichte“).
- Hartung, Harald:** „Die Zärtlichkeit meiner Rose im Schädel“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.8.2008. (Zu: „Werke. Bd.1. Gedichte“).
- Turowski, Stephan:** „Ach meine Zeit ist um“, In: Volltext. 2008. H.5. S.14. (Zu: „Werke. Bd.1. Gedichte“).
- Hamann, Frauke:** „... eine Nachtviole war mein Ziel...“. Zum Beginn der Werkausgabe von Volker Hilbig“. In: Die Neue Gesellschaft / Frankfurter Hefte. 2008. H.12. S.72–74.

- Buselmeier, Michael** (Hg.): „Erinnerungen an Wolfgang Hilbig“. Heidelberg (Wunderhorn) 2008.
- Lohse, Karen**: „Wolfgang Hilbig. Eine motivische Biografie“. Leipzig (Plöttner) 2008.
- Schinkel, André**: „Saturnische Ellipsen“. In: Neues Deutschland, 12. 3. 2009. (Zu: „Werke. Bd.1. Gedichte“).
- Fues, Wolfram Malte**: „am ende warten die wörter“. In: Weimarer Beiträge. 2009. H.2. S.293–299. (Zu: „Werke. Bd.1. Gedichte“).
- Engler, Jürgen**: „Wolfgang Hilbig und die ‚schöne Revolution‘. Eine Reminiszenz“. In: Sinn und Form. 2009. H.3. S.385–389.
- März, Ursula**: „Liebe nach dem Tod“. In: Die Zeit, 18.6.2009. (Zu Natascha Wodins „Nachtgeschwister“, über ihre Ehe mit Hilbig).
- Bott, Marie-Luise**: „Die mythische Kraft des Denkens in Bildern“. In: Badische Zeitung, 20.6.2009. (Zu: „Werke. Bd. 2“).
- Drawert, Kurt**: „Der Gefangene kann sich nicht denken“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.6.2009. (Zu: „Werke. Bd.2“).
- Corino, Karl**: „Sein wahres Ich – wo steckte es?“. In: Frankfurter Rundschau, 27./28.6.2009. (Zu Natascha Wodins „Nachtgeschwister“, über ihre Ehe mit Hilbig).
- Lenz, Pedro**: „Dunkle Seiten des Menschen ausleuchten“. In: NZZ am Sonntag, Buchbeilage, 28.6.2009. (Zu: „Werke. Bd.2“).
- Müller, Burkhard**: „Andere hätten es unerträglich gefunden“. In: Süddeutsche Zeitung, 13.7.2009. (Zu: „Werke. Bd.2“).
- Müller, Burkhard**: „Mit Kinder- und Mördergesicht“. In: Süddeutsche Zeitung, 4.9.2009. (Zu Natascha Wodins „Nachtgeschwister“).
- Buselmeier, Michael**: „Er oder Ich“. In: Freitag, 10.9.2009. (Zu Natascha Wodins „Nachtgeschwister“).
- Bucheli, Roman**: „Blicke in die frühe Werkstatt“. In: Neue Zürcher Zeitung, 16.10.2009. (Zur Ausstellung von Materialien aus Wolfgang Hilbigs Archiv in der Berliner Akademie der Künste).
- Wodin, Natascha**: „Nachtgeschwister. Roman“. München (Kunstmann) 2009. (Über die Ehe mit Hilbig).
- Scheuermann, Silke**: „Aller Orte kältester“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.3.2010. (Zu dem Gedicht: „bahnhof“).
- Schütte, Uwe**: „Schauriger Realismus“. In: Wiener Zeitung, 11.9.2010. (Zu: „Werke. Bd.3“).
- Böttiger, Helmut**: „Proletarische Prozessionen“. In: Süddeutsche Zeitung, Literaturbeilage, 5.10.2010. (Zu: „Werke. Bd.3“).
- Hünger, Nancy**: „Fünf Minuten für Wolfgang Hilbig“. In: Palmbaum. 2011. H.2. S.227–229.
- Pohl, Ronald**: „Mit der Prosa durch die Wand“. In: Der Standard, Wien, 6.8.2011. (Zu: „Eine Übertragung“).

- Schütte, Uwe:** „Alb des Realsozialismus“. In: Wiener Zeitung, 20.8.2011. (Zu: „Eine Übertragung“)
- Decker, Gunnar:** „Fortgesetzte Ermittlung. Gegen sich selbst“. In: Neues Deutschland, 26.8.2011. (Zu: „Eine Übertragung“).
- Eger, Christian:** „Am Meer in Sachsen“. In: Mitteldeutsche Zeitung, 31.8.2011. (Zu: „Eine Übertragung“ und zu einer Ausstellung in Jena).
- Müller, Burkhard:** „Hades an der Schnauder“. In: Süddeutsche Zeitung, 29.12.2011. (Zu: „Eine Übertragung“).
- Dahlke, Birgit:** „Wolfgang Hilbig. Biographie“. Hannover (Wehrhahn) 2011.
- Wilke, Insa:** „Unter Wasser“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.2.2013. (Zu dem Gedicht: „Aqua alba“).
- Baron, Erik:** „Winterreise in die Schizophrenie“. In: neues deutschland, 3.6.2013. (Zur Werkausgabe, Bd.3).
- Braun, Peter / Pabst, Stephan:** „Hilbigs Bilder. Essays und Aufsätze“. Göttingen (Wallstein) 2013.
- Loescher, Jens:** „Kognitive Karten lesen. Spatial turn in der Literaturgeschichtsschreibung der Wende (Uwe Tellkamp, Hanns-Josef Ortheil, Wolfgang Hilbig)“. In: LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. 2013. H.170. S.123–134.
- Böttiger, Helmut:** „Kaum merkliche Überlagerungen von Licht“. In: Süddeutsche Zeitung, 28.1.2014. (Zu Werke, Bd.6: „Das Provisorium“).
- Böttiger, Helmut:** „Kaschi, Schrips und Katze“. In: Süddeutsche Zeitung, 6.8.2014. (Zu Margret Franzliks Erinnerungen).
- amo.: „Wickelniere in Meuselwitz“. In: Neue Zürcher Zeitung, 7.10.2014. (Zu Margret Franzliks Erinnerungen).
- Braun, Matthias:** „Wolfgang Hilbigs ‚Stimme Stimme‘ im Reclam-Verlag Leipzig. Thesen zur Editions-geschichte“. In: Wirkendes Wort. 2014. H.2. S.263–270.
- Franzlik, Margret:** „Erinnerung an Wolfgang Hilbig“. Berlin (Transit) 2014.
- Quéval, Marie-Hélène:** „Wenderoman. Le Roman de la RDA après la chute du mur“. Paris (PUPS) 2014. („Wolfgang Hilbig, écriture de l’absence“, S.19–143).
- Ernst, Katrin:** „Sprache der Schatten. Hilbigs Bilder“. In: die horen. 2015. H.256. S.214f.
- Yager, Jane:** „Every action an offence“. In: The Times Literary Supplement, 27.11.2015. (Zu: „The Sleep of the Righteous“, „I“).
- Schierbaum, Martin:** „Verdrängung, Krieg und der ‚totale Arbeitscharakter‘. Post-postmoderne Bilder der Natur bei Wolfgang Hilbig („Die Kunde von den Bäumen“), Reinhard Jirgl („Die Stille“) und Elfriede Jelinek („Das Werk“). In: Neue Naturverhältnisse in der Gegenwartsliteratur? Hg. von Sven Kramer u.a. Berlin (Schmidt) 2015. S.189–228.
- Krasznohorkai, László:** „Über Wolfgang Hilbig“. In: Neue Rundschau. 2016. H.2. S.221–223.

Eger, Christian: „In Deutschland gibt es keine Dichter mehr“. In: Mitteldeutsche Zeitung, 31.8.2016. (Zum 75. Geburtstag).

Fargo Cole, Isabel: „Die Übersetzbarkeit der Überwachung. Zu Wolfgang Hilbigs Roman ‚Ich‘“. In: Sinn und Form. 2016. H.3. S.332–340.

Kellner, Ulrike: „Die conditio absurda in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Eine Konkretisierung von Albert Camus' philosophischen Reflexionen am Beispiel der Romane von Uwe Timm, Wolfgang Hilbig und Charlotte Roche“. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2016. (= Konnex 18).

Bott, Marie-Luise: „Ruhelos. Zwetajewa, von Wolfgang Hilbig in die europäische Moderne übersetzt“. In: Sinn und Form. 2017. H.6. S.743–748. (Zu Hilbigs Übersetzung des Gedichtzyklus „Schlaflosigkeit“, ebd., S.736–742).

Bleutge, Nico: „Nimm die Schreibhand aus dem Nacken“. In: Süddeutsche Zeitung, 24.11.2017. (Zu Michael Opitz' Biografie).

Mönch, Regina: „Mit ihm war kein Staat zu machen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.12.2017. (Zu Michael Opitz' Biografie).

Kasper, Norman / Theile, Gert (Hg.): „Asozialität und Auro. Wolfgang Hilbig und Romantik“. Paderborn (Fink) 2017.

Opitz, Michael: „Wolfgang Hilbig. Eine Biographie“. Frankfurt/M. (Fischer) 2017.

Probst, Inga: „Vakante Landschaft. Postindustrielle Geopoetik bei Kerstin Hensel, Wolfgang Hilbig und Volker Braun“. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2017. (= Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft 868).

Hensel, Kerstin: „Der Einbruch der Nacht in den Morgen“. In: Sinn und Form. 2018. H.2. S.274–276.

Lehmann, Maren: „Wahrnehmungen in der Dunkelheit. Über Wolfgang Hilbig“. In: Berliner Debatte Initial. 2018. H.4 S.71–83.

Rauh, Karen: „Schattenwelten. Das Bergwerk als literarischer Ort in den Texten von Wolfgang Hilbig, Franz Fühmann und Werner Bräunig“. In: Dagmar Kift / Eckhard Schinkel / Stefan Berger / Hanneliese Palm (Hg.): Bergbaukulturen in interdisziplinärer Perspektive. Diskurse und Imaginationen Essen (Klartext) 2018. S.165–173.

Bartsch, Wilhelm: „Zu den Dryaden des Schornsteinwaldes. Wolfgang Hilbig und Novalis“. In: Palmbaum. 2019. H.1. S.163–171.

Bulucz, Alexandru: „Bourdieu's Hilbig. Hilbigs Erzählung des Gleichgewichts in Gesprächen und Interviews“. In: Sprache im technischen Zeitalter. 2019. H.230. S.205–228.

Platthaus, Andreas: „Mein Ich ist mir unheimlich“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.8.2019. (Zu: „Sphinx“).

Schieke, Jörg: „Über Wolfgang Hilbig. Gespräch mit Sascha Kokot und Lutz Seiler“. In: die horen. 2020. H.276. S.145–154.

Schmidt, Marie: „Unrecht meiner Existenz“. In: Süddeutsche Zeitung, 5.8.2021. (Zu den Briefen an die Behörden der DDR).

- Schütte, Uwe: „Ein Arbeiter der Literatur“. In: Wiener Zeitung, 28.8.2021. (Zum Abschluss der Werkausgabe).
- Bleutge, Nico: „Erinnerung und Fantasie“. In: Süddeutsche Zeitung, 31.8.2021. (Zum 80. Geburtstag).
- Haring, Roswitha: „Werkausgabe von Wolfgang Hilbig ist jetzt vollendet“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 31.8.2021. (Zum 80. Geburtstag).
- Platthaus, Andreas: „Der Mann auf der Grenze“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 31.8.2021. (Zum Abschluss der Werkausgabe).
- Haring, Roswitha: „Fundgrube nicht nur für Hilbig-Fans“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 29.10.2021. (Zu: „Ich unterwerfe mich nicht“).
- Böttiger, Helmut: „Giftige Buchstaben, brütendes Moor“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.11.2021. (Porträt).
- Schütte, Uwe: „Ich habe einfach nicht aufgegeben“. In: neues deutschland, 17.12.2021. (Zu: „Ich unterwerfe mich nicht“).
- Banoun, Bernard / Terisse, Bénédicte / Arlaud, Sylvie / Pabst, Stephan (Hg.): „Wolfgang Hilbigs Lyrik. Eine Werksexpedition“. Berlin (Verbrecher Verlag) 2021. (= Literaturforum im Brecht-Haus 13).
- Huss, Markus: „Overhearing in the underground. The cultural work of listening in Wolfgang Hilbig's ‚Ich‘ (1993)“. In: Imke Polland-Schmandt / Ansgar Nünning (Hg.): The cultural work of fictions. Trier (Wissenschaftlicher Verlag Trier) 2021. S. 115–128.
- Pabst, Stephan / Arlaud, Sylvie / Banoun, Bernard / Terrisse, Bénédicte (Hg.): „Wolfgang Hilbig und die (ganze) Moderne“. Berlin (Verbrecher Verlag) 2021. (= Literaturforum im Brecht-Haus 14).
- Opitz, Michael: „Das Rätsel der Herkunft der Poesie“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.3.2022. (Zu dem Gedicht: „Increatum“).
- Huang, Ailing: „Raum und Selbst. Identitätsproblematik im Roman ‚Das Provisorium‘ von Wolfgang Hilbig“. In: Literaturstraße. 2022. H. 2. S. 119–132.
- Käsmann, Johanna: „Reparierend(es) Schreiben. ‚Der Heizer‘ von Wolfgang Hilbig“. In: Zeitschrift für Medienwissenschaft. 2022. H. 2. S. 37–50.
- Berendse, Gerrit-Jan: „Surrealismus in der DDR-Literatur. Kampfansage an den sozialistischen Realismus in der ostdeutschen Literatur 1945–1990“. Göttingen (Wallstein) 2022. (Kap. 6: „Wolfgang Hilbigs Landschaften – ‚wo die Minotauren weiden““).
- Hünger, Nancy: „Abwesenheit. Über Wolfgang Hilbig“. Heidelberg (Wunderhorn) 2022.
- Käsmann, Johanna: „Schreiben zwischen On und Off. ‚Ich‘ von Wolfgang Hilbig“. In: Jutta Müller-Tamm / Lukas Nils Regeler (Hg.): DDR-Literatur und die Avantgarden. Bielefeld (Aisthesis) 2023. (= Moderne-Studien 28). S. 213–230.
- „Wiedergewinnung der Moderne. Wolfgang Hilbig und Walter Höllerer“. Zusammengestellt von Michael Hamneter und Maximilian Mengeringhaus. In: die horen. 2023. H. 289.

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.06.2023

Quellenangabe: Eintrag "Wolfgang Hilbig" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000234>
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 10.10.2024)